Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, i der Expedition abgegeben werden.

Nr. 273. Dienstag, den 21. November 1911. 18. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das „Wöchentliche Unterhaltungsblatt“.

Des Bußtages wegen erscheint die nächste Nummer unseres Blattes am Donnerstag.

Die Unterbeamten.

In bureaukratisch verwalteten Staatswesen spielt das Beamtentum je nachdem eine große Rolle oder gar keine Rolle. Die große Rolle spielen die Beamten dann, wenn sie automatisch auftreten als Hüter des „Staatsgedankens“, das heißt als blindlings der Parole gehorchende Schutztruppe des Verwaltungsausschusses der besitzenden Klasse, der sich Regierung oder Staat zu nennen beliebt. Und gar keine Rolle spielen sie bei der Festsetzung und Regelung ihrer eigenen Existenzbedingungen. Da dürfen sie zwar „gehorsamst“ oder „untertänigst“, oder wie sonst die Selbsterniedrigungsredensart lautet, bitten — selbst mitwirken und mitbestimmen ist nicht ihres „Amtes“.

Das hat denn nun, da sich ja leider dank jahrhundertelanger Unterdrückung und Entmannung des Volkes immer Tausende finden, die sich in der Rüstung des Prätorianers wohl fühlen, naturgemäß dazu geführt, daß ganz unleidliche und unerträgliche Verhältnisse sich herausbildeten. Während alle anderen Erwerbsgruppen sich größere Freiheiten erkämpften und sorglich darüber wachen, daß sie ihnen erhalten bleiben, wurde den Beamten ein Recht, eine Freiheit nach der andern entzogen und geraubt, bis schließlich kaum noch ein kümmerlicher Rest verblieb.

Da hat es die „Staatsräson“, die nichts anderes ist, als das Klasseninteresse der Besitzenden, mit sich gebracht, daß das Pferd, welches den Hafer verdient, ihn nicht zu fressen bekommt, daß nach oben mit Scheffeln der Arbeitslohn zugemessen wird und nach unten mit Teelöffeln, daß einer kleinen Kaste hochbezahlter angeblich leitender Personen ein Riesenheer schlecht entlohnter ausführender Leute gegenübersteht.

Einst kam man solchen Dingen gegenüber noch mit der gotteslästerlichen Phrase aus, daß dies „Schicksals Schickung“ sei. Seit einiger Zeit sind aber glücklicherweise die meisten Menschen so weit, daß sie trotz Bethmanns länglicher Autorität nicht mehr recht an „gottgewollte Abhängigkeiten“ glauben. Auch die Beamten nicht! Sie können den Wert ihrer Arbeit und ihrer Person beurteilen. Nicht immer richtig! Aber daß der Wert ein anderer und höherer ist, als der Tarif der „Staatsräson“ besagt, das sehen sie fast ohne Ausnahme ein.

Damit ist das Beamtentum allmählich in die Lage gekommen, die beiden Rollen, die es spielt, kritisch zu betrachten. Und so schüchtern dieser kritische Blick im allgemeinen auch noch ist, so scharf brennt er doch schon den Herrschenden auf das schlechte Gewissen, daß sie für und wider die Mittel prüfen, wie der status quo, die gute, alte Zeit des kritiklos gehorchenden Beamtentums, wiederhergestellt werden könne.

So ganz einfach ist die Lösung dieser Aufgabe nicht. Man könnte es mit dem Zuckerbrot versuchen, hat's auch schon versucht. Aber — woher nehmen und nicht stehlen?! Vielfach stehen ja die Beamten und die genau wie sie behandelten Arbeiter des Staates im Ertrage ihrer Arbeitskraft weit unter den Bezügen der freien Arbeiter; die Beamten können sich an Einkommen oft bei weitem nicht mit den qualifizierten Arbeitern messen, die Staatsarbeiter bleiben viele, viele Schritte selbst hinter ungünstig gestellten Kategorien ungelernter Arbeiter zurück.

Daß dies Unzufriedenheit, berechtigte, große Unzufriedenheit wachrufen muß, sieht man auch „oben“ ein. Man muß dort auch allmählich sich gestehen, daß man mit „goldenen“ Schnüren, Knöpfen und Klappen, mit fünf-, sechs- und siebensilbigen Titeln und ähnlichen ungenießbaren Wertsachen keine hungrigen Mäuler stopfen kann. Und man erkennt auch, daß man sich auf die Dauer die treue Ergebenheit der Beamten und beamtenähnlichen Arbeiter nur sichern kann, wenn man ihren Magen beruhigt und ihnen gestattet, den bekannten appetiteinschränkenden Riemen etwas zu lockern.

Woher aber — nehmen und nicht stehlen? Der Klassenstaat braucht seine Millionen und Milliarden für andere Zwecke. Er muß Mordwaffen kaufen und den „Frieden durch die stetige Kriegsbereitschaft sichern“. Er muß um seiner Selbsterhaltung willen rapid wachsende Summen unproduktiv anlegen. Die Angst um sein kostbares Ich läßt ihn für seine Schutzwälle soviel Geld ausgeben, daß er schließlich die Besatzung nicht mehr vorm Hunger behüten kann.

Drum gärt es und brodelt in den Kreisen der Staatsarbeiter und Unterbeamten. Sie merken, daß trotz aller schönen Wahlversprechungen sie immer wieder mit „Tropfen auf den heißen Stein“ abgespeist werden. Und damit kommen sie mehr und mehr auch zur Erkenntnis der Ursachen ihres sozialen Elends und lernen begreifen, daß bürgerliche Politiker — etwa wie ihr „Kollege“ Klein — die die heutige bürgerliche „Ordnung“ unter allen Umständen aufrechterhalten wollen und zu diesem edlen Zweck mit dem Ertrage der Arbeit der Allgemeinheit umgehen wie der ärgste Verschwender, ganz außerstande sind, den großen Massen der Staatsarbeiter und Beamten ihr Recht zukommen zu lassen, auch wenn sie es aus Wahlmotiven mit zehn heiligen Eiden beschwören.

Das Dilemma, in dem sich unter solchen Umständen die so sehr schutzbedürftigen Herrschenden befinden, ist nicht eben klein. Sie möchten ihre bisherigen „Lieben und Getreuen“ gern besänftigen, können aber nicht den dazu unerläßlichen tiefen Griff in den Beutel tun. Das Zuckerbrot ist also zu knapp, und deshalb greift man zur Peitsche. Alle freiheitlichen Regungen der Proletarier der Staatsbetriebe, auch wenn sie noch so harmloser Natur sind, werden rücksichtslos unterdrückt. Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden wetteifern in dem Bestreben, ihren Arbeitnehmern begreiflich zu machen, daß sie minderen Rechts sind, daß sie auch nicht ein Bruchteil der Freiheiten genießen, die jeder einfache Arbeiter als sein unantastbares Gut betrachtet. Wer aufmuckt, fliegt zum Tempel hinaus, und wäre er noch so „staatserhaltend und königstreu“ gesinnt. Im ordnungsstaatlichen Betriebe darf kein Magen so laut knurren, daß jedermann es hört und versteht!

Ob's nützen wird? Wir wollen es abwarten. Uns liegen übertriebene Hoffnungen auf das Erwachen des Selbstbewußtseins der Beamten und Staatsarbeiter, die heute noch uns feindlich gegenüberstehen, recht fern. So gut wir wissen, daß viele Tausende durch die überzeugende Wucht langjähriger Enttäuschungen längst ins „rote“ Lager getrieben sind, so wenig unterschätzen wir die Hemmnisse, durch die der andere Teil uns ferngehalten wird. Was wir aber aus voller Überzeugung, die in unleugbaren Tatsachen ihre feste Stütze findet, konstatieren können, das ist: das Klassenbewußtsein, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen andern Ausgebeuteten des Klassenstaates hat Wurzel geschlagen und wächst zusehends, auch wenn die Form, in der es nach außen zum Ausdruck gelangt, manchmal etwas eigenartig ist. Das bringen die Verhältnisse so mit sich. Wer jahrzehntelang außerhalb eines bestimmten Kreises stand, muß sich erst langsam dessen Gewohnheiten anpassen; wer jahrzehntelang als Mensch zweiter Güte traktiert wurde und sich in dies Los gefügt hatte, der muß erst die Sprache dessen wieder lernen, der die Gleichberechtigung mit allen anderen Menschen als sein Grundrecht betrachtet. Wir können die weitere Entwickelung zuversichtlich abwarten.

Von großem Interesse sind deshalb die Vorgänge, die sich augenblicklich im Lager der Unterbeamten abspielen. Am Sonntag waren in Berlin in der „Neuen Welt“ mehrere tausend Unterbeamte aus dem Reichs-, Staats- und Kommunaldienst versammelt, um die Fragen zu erörtern, die sich aus der herrschenden Teuerung ergeben. Aus mehr als sechzig deutschen Städten waren Zustimmungstelegramme eingegangen. Der vorbereitende Ausschuß hatte den Reichskanzler, sämtliche Minister und Staatssekretäre gebeten, Vertreter zu der Versammlung zu entsenden. Darauf haben, wie dem „Berl. Tagebl.“ mitgeteilt wird, mit Ausnahme des Reichspostamtes alle Minister und Staatssekretäre einen Tag vor der Veranstaltung folgende Verfügung an die ihnen unterstellten Behörden gerichtet:

„Namens eines sogenannten Neunerausschusses sind die Unterbeamten aller Reichs-, Staats- und Kommunalbehörden anläßlich der jetzigen Teuerungsverhältnisse zu einem am Sonntag, dem 19. dieses Monats, in der „Neuen Welt“, Hasenheide 108—114, stattfindenden „Allgemeinen deutschen Unterbeamtentag“ einberufen worden.

Aus disziplinaren Gründen scheint es angezeigt, auf die Unterbeamten in Berlin und seinen Vororten in geeigneter Weise dahin zu wirken, daß sie sich von dieser Versammlung fernhalten. Es dürfte ihnen unter anderem besonders vorzuhalten sein, daß gerade für die Unterbeamten durch die vor zwei Jahren abgeschlossene Besoldungsaufbesserung recht erhebliche Mehrleistungen des Reiches oder des Staats dargereicht seien, und daß die Preissteigerung wichtiger Nahrungsmittel inzwischen erheblich gewichen sei. Die Beamten müßten auch bedenken, daß sie insofern günstiger gestellt seien als die Angehörigen anderer Berufsstände, als ihnen im Falle wirklicher Not durch Unterstützungen aus staatlichen Fonds geholfen werde. Schließlich müßte es den Unterbeamten auch einleuchten, daß es dem Vertrauensverhältnisse zu ihren Vorgesetzten nicht förderlich sein könne, wenn sie durch Teilnahme an Massenkundgebungen — wie der geplanten — die öffentliche Meinung zu beeinflussen suchten.

Zur rechtzeitigen Bekanntgabe sind die erforderlichen Nebenexemplare beigefügt.“

Diese Verfügung war an die Chefs der Behörden gerichtet und wurde nur in verschlossener Mappe und von Hand zu Hand an die mit der Verwarnung der unteren Beamten beauftragten Vorgesetzten weitergegeben. Natürlich gab jeder Vorgesetzte der Verfügung wieder eine Auslegung nach seiner Art. Auf dem Berliner Hauptzollamt wurde mündlich erklärt, daß am Montag jeder, der etwa doch teilnehmen würde, die Folgen zu tragen haben würde. Der Direktor der Pulverfabrik in Spandau, Oberstleutnant Riensberg, berief die unteren Beamten seines Ressorts abends um ½8 Uhr unter freiem Himmel am Tor 1 der Pulverfabrik zusammen, um ihnen in einer Ansprache die Gefährlichkeit des Unternehmens klar zu machen. Auch im Justizpalast in Moabit wurden sämtliche unteren Beamten der Justizverwaltung zusammenberufen und eindringlichst vor der Beteiligung gewarnt. Der Polizeipräsident v. Jagow hat wenigstens die äußeren Formen gewahrt, denn er allein hat von sämtlichen 37 eingeladenen Chefs oberster Behörden eine Antwort erteilt, eine Antwort, die allerdings nicht gerade freundlich ist und die Handlungsweise der Unterbeamten als „verwerflich“ bezeichnet. Hier ist sie:

„Königl. Polizeipräsidium 18. November 1911.
7237 P. J./1911.

Ich halte jeden Versuch der Politisierung des Unterbeamtenstandes als Standes für verwerflich, da er dem Stande und insbesondere dem Stande selbst nur schaden kann. Ein Zusammenschluß von Beamten, um vom Staate wirtschaftliche Vorteile zu erzwingen, ist mit dem Beamteneide unvereinbar. Ein Zusammenschluß gegenüber den Erwerbsständen in der laut Nr. 18 der „Deutschen Unterbeamtenzeitung“ geplanten Art widerspricht dem öffentlichen Interesse.

Daher lehne ich es ab, der Einladung zu einem „Allgemeinen deutschen Unterbeamtentage“ zu folgen.

An gez.: v. Jagow.
den Obmann des Neunerausschusses
Herrn Freudenreich in Spandau.“

Die Beamten haben sich jedoch nicht ins Bockshorn jagen lassen. Ein uns zugegangener Bericht besagt:

Zu Tausenden kamen die Unterbeamten, unter ihnen auffallend viele Postbeamte in Uniform, in den Riesensälen der „Neuen Welt“ zusammen. Sie mußten stundenlang auf den Beginn der Versammlung — es mußten ihrer zwei abgehalten werden — warten. Die preußischen Polizeibehörden halten nämlich unentwegt an der Überzeugung fest, daß die Besucher Sonntägiger Protestkundgebungen das dringende Bedürfnis haben, vorher immer in die Kirche zu gehen und in weiser Sorge für das Seelenheil aller Preußen gestattet man deshalb nicht, daß das Versammlungsrecht am Sonntag vor 12 Uhr mittags ausgeübt werde. Das hatte der Rixdorfer Polizeipräsident auch für den Unterbeamtentag bestimmt.

Die Not hatte die Unterbeamten in solchen Massen zusammengeführt, so führte der Vorsitzende Freudenreich aus. Damit sich aber nicht wieder eine, die hohe Obrigkeit so sehr ärgernde Szene ereigne, wie letzthin das Auftreten Adolf Hoffmanns in einer Eisenbahnerversammlung, forderte der Vorsitzende alle ungebetenen Gäste auf, sich bei ihm zu melden und insbesondere der Pflichten von Geduldeten eingedenk zu bleiben. (In Lübeck hat man nicht einmal „Geduldete“ geduldet. Trotz des „liberalen“ Klein, der dabei war. D. R.) . . . Über die Teuerung referierte der Chefredakteur der Berliner Zeitung „Deutsche Nachrichten“, die gern das Organ der Beamten sein möchte. Er bezeichnete die Teuerung als eine Folge der herrschenden Wirtschaftspolitik und fand die Haltung der Regierung in den Teuerungsdebatten des Reichstags höchst bedauerlich. „Dadurch, daß sie alle Schuld auf den Handel schiebt und selbst nichts zur Abhilfe tun will, muß die Entfremdung zwischen den Oberen und den Unteren wachsen. Man entrüstet sich, wenn Beamte sozialdemokratisch wählen. Unser Grundsatz ist, daß sie das nicht tun dürfen, aber besser als sich entrüsten, wäre es, die Ursachen zu beseitigen. (Stürm. Beifall.) Ihr massenhaftes Erscheinen beweist doch, daß etwas faul sein muß im Staate Deutschland. Der Beamte wird als Verkäufer seiner Arbeitskraft durch die Zölle nicht geschützt, ihn muß der Staat schützen. (Sehr richtig!) Man sollte sich hüten, den Bogen immer noch straffer zu spannen. (Stürmischer Beifall.) Bei einem Volk von 65 Millionen dürfen nicht 25 000 Großgrundbesitzer das Fett vorweg abschöpfen.“ Der Redner wandte sich dann scharf gegen Einfuhrscheine, Liebesgaben und Grenzsperre, und schloß: „Wir führen einen Kampf ums Dasein: Recht soll Recht bleiben!“ (Brausender, anhaltender Beifall.) — Der zweite Referent, Redakteur Remmers, einer der Gründer der Postbeamten-Organisation, meinte, daß das Versammlungs-

verbot um so unsinniger sei, als die Tagung doch der Vereinheitlichung der Wünsche der Unterbeamten und damit einer Vereinfachung diene. Auf der Tagung seien 200 000 Unterbeamte vertreten. Wiederholt von stürmischem Beifall unterbrochen, begründete der Redner eine Resolution, die Teuerungszulagen, Erhöhung des Wohnungsgeldzuschusses, der heute sogar für unverheiratete mittlere Beamtinnen viel höher ist, als für kinderreiche Unterbeamte, weiter unkündbare Anstellung der Unterbeamten auf Lebenszeit bezw. Schaffung von Rechtsgarantien gegen ungerechtfertigte Entlassung, und schließlich gesetzliche Festsetzung der Arbeitszeit der Unterbeamten fordert. Die Resolution wurde einstimmig angenommen. Bemerkenswert ist der demonstrative Beifall, den der fortschrittliche Landtagsabgeordnete Dr. Runze fand, als er erklärte, so lange das jetzige Wahlunrecht in Preußen bestehe, sei durchgreifende Besserung vom Dreiklassenparlament, also in erster Linie für die Eisenbahner, nicht zu erwarten. Die Stimmung in der Riesenkundgebung war überhaupt äußerst erregt. Unter Hochrufen auf die Einigkeit der Unterbeamten gingen die Tausende auseinander.

Die Reichstagswahl.

Bürgerliche Kandidaturen.

In Bielefeld will bekanntlich der „Graf im Barte", Posadowsky, kandidieren, wenn alle bürgerlichen Parteien für ihn eintreten. Jetzt schwenken die Freisinnigen ab. Sie haben einstimmig beschlossen, an der Kandidatur Schopp festzuhalten. Wird nun Posa abdanken? — Der bisherige nationalliberale Vertreter von Brandenburg, Görcke, war nicht wieder aufgestellt worden. Er weiß sich aber zu helfen: Er wird als Konservativer kandidieren. Ein hübscher politischer Strumpfwechsel!

Politische Rundschau.

Deutschland.

Neue Marineforderungen.

Wie das „Berliner Tageblatt" erfährt, werden im Marine-Etat 1912 für die beiden Kreuzer „Irene" und „Prinzeß Wilhelm" Ersatzbauten gefordert.

Ein Dementi des Abgeordneten v. Oldenburg-Januschau.

Herr v. Oldenburg-Januschau schreibt der „Deutschen Tageszeitung": „Zu meinem größten Erstaunen bringt der „Vorwärts" und die „Vossische Zeitung" in einem Artikel eine Mitteilung, wonach die Stellungnahme der konservativen Fraktion in der Marokkodebatte durch eine Nachricht von mir veranlaßt oder beeinflußt sein soll. — Das ist von Anfang bis zu Ende erfunden." Herr v. Oldenburg-Januschau bestreitet natürlich nicht, daß der Kronprinz ein paar Tage vor der Marokko-Debatte im Reichstag als Jagdgast bei ihm weilte, er kann auch nicht bestreiten, daß eine Anzahl anderer Junker, die die schärfere Tonart der Konservativen repräsentieren, an der Jagd teilgenommen haben. Daß man sich bei dieser Gelegenheit nicht nur über Wetter und Sport unterhalten hat, darf ohne weiteres angenommen werden. Warum hüllt sich die konservative Reichtagsfraktion in Stillschweigen? Daß man in letzter Minute fast den zuerst als Redner vorgesehenen Grafen Kanitz auf die Seite schob und dafür den Schloßherrn von Klein-Tschunkawe vorschickte, das muß doch einen Grund gehabt haben. Durch das Dementi des Herrn v. Oldenburg wird somit keineswegs die Tatsache aus der Welt geschafft, daß sich innerhalb der konservativen Fraktion im letzten Moment eine Schwenkung zeigte, die die schärfere Tonart in den Vordergrund rückte. Auch die „Schlesische Ztg." konstatiert das „offene Geheimnis", daß auf einstimmigen Wunsch der konservativen Reichstagsfraktion der Abgeordnete von Heydebrand einspringen mußte, weil ein temperamentvolleres Auftreten, als dem Grafen Kanitz eigen ist, für erforderlich erachtet wurde."

Die Kriegshetze geht weiter!

Die „Tägliche Rundschau", die sich so gern das Blatt der Gebildeten nennt, beginnt einen Leitartikel mit den Sätzen:

„Baut Schiffe, jenseits des Kanals sitzt unser Feind!"

Das ist die große Lehre, die die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes aus der traurigen Marokkoaffäre gezogen hat, und es war ein besonders glücklicher Gedanke, daß schon unmittelbar nachdem die große Redeschlacht im Reichstage ihren Höhepunkt erreicht hatte, gewissermaßen als deren wichtigstes Ergebnis unter Beiseitelassung von allem übrigen an leitender Stelle in diesem Blatte die Forderung erhoben wurde: unter keinen Umständen unser bisgeriges Flottenbautempo aufzugeben, außerdem aber durch die Indienststellung eines dritten Linienschiffsgeschwaders unsere Flottenbereitschaft wesentlich zu erhöhen. Kein besserer Kommentar zu der ganzen Angelegenheit und kein besserer Zeitpunkt für ihn konnte gewählt werden."

Darüber, wie solche Hetze in England wirken wird, können sich auch unsere Flottenfexe keinerlei Täuschung hingeben.

Aber die Verschlechterung der englisch-deutschen Beziehungen, die Schürung des gegenseitigen Mißtrauens ist ja auch gerade der Zweck solcher Hetzartikel. Denn diese Stimmung brauchen unsere Panzerplattenpatrioten ja gerade, um neue profitable Kriegsschiffbauten durchzudrücken. Bei dem wahnsinnigen Wettrüsten und der gegenseitigen Völkerzerfleischung blüht ja gerade ihr Geschäft!

Das Ausführungsgesetz über die Bekämpfung des Mädchenhandels,

das der Bundesrat durchberaten hat, soll nunmehr noch dem Reichstage zugehen. Die gesetzlichen Bestimmungen des neuen Entwurfs enthalten in der Hauptsache die Bedingungen, unter denen die Auslieferungen in den an dem Abkommen beteiligten Staaten zu erfolgen haben. Nach Ergänzung und Abänderung der bezüglichen Gesetzgebung in den einzelnen Staaten dürfte auch die Ratifizierung des internationalen Abkommens erfolgen, das in diesem Jahre in Paris zum Abschluß gelangte.

Die Landtagswahlen in Bayern

sind auf den 5. Februar anberaumt worden. Hoffentlich werden bei der nun beginnenden frisch-fröhlichen Jagd auf das übermütige und gemeinschädliche „Schwarzwild" unsere Genossen vom Weidmannsglück begünstigt sein.

Der Auftakt der Nationalliberalen.

Am Sonntag trat in Berlin der 13. Allgemeine Vertretertag der Nationalliberalen Partei zusammen, der den Wahlaufruf der Partei zu genehmigen hatte. In dem Aufruf wird gesagt, der Block gegen die internationalen Mächte des Ultramontanismus und der Sozialdemokratie sei jetzt zerstört. Kühner als je erhebe aber der Ultramontanismus sein Haupt und die Sozialdemokratie feiere neue Triumphe. Die Nationalliberale Partei habe ihr Äußerstes getan, um die Blockpolitik des Fürsten Bülow zu stützen und sie habe hierbei große gesetzgeberische Erfolge gehabt. Die Reichsfinanzreform habe die Partei aber ablehnen müssen, da die Reform „den sozialen Ausgleich gegenüber den indirekten Steuern nicht enthielt und einseitig einzelne Volksschichten belastete." Bei den Neuwahlen werde die Nationalliberale Partei eintreten für „die nationalen Forderungen, die sich aus der Weltstellung Deutschlands ergeben." Heer und Flotte auf der Höhe voller Leistungsfähigkeit zu erhalten, sei ihre vornehmste Pflicht. Sie werde auch eintreten für die „Wahrung der nationalen Ehre durch eine zielbewußte Auslandspolitik" und dafür, daß die auswärtige Politik stets in lebendiger Fühlung mit dem deutschen Parlamente bleibt. Die Partei halte fest „an dem bestehenden und bewährten System des maßvollen Schutzzolles" und werde sich für die Kräftigung des selbständigen Mittelstandes einsetzen. Sie verurteile aufs schärfste die zersetzende Agitation der Sozialdemokratie und bekämpfe nachdrücklich jeden Versuch, durch Terrorismus das Recht des Arbeiters auf Freiheit der Arbeit einzuschränken. In der Bekämpfung der Machtansprüche des Zentrums erblicke die Nationalliberale Partei eine ihrer ersten Aufgaben. Schließlich wird in dem Aufruf noch eine Gleichberechtigung verlangt, die „allen Bürgern des Deutschen Reiches, ohne Rücksicht auf Herkunft, Glauben, Rang und Besitz den Zugang zu den öffentlichen Ämtern freigibt und jeden verfassungswidrigen Eingriff in die Unabhängigkeit des Bürgertums bei der Betätigung seiner staatsbürgerlichen Rechte ausschließt."

Reichstags-Abgeordneter Bassermann hielt das Referat über die politische Lage, in dem er sagte, die Sammlungsparole — der Wunsch, die nationalliberale Partei an die Seite von Konservativen und Zentrum zu ziehen — sei nach den scharfen Kämpfen eine Unmöglichkeit. Ein Bündnis mit dem Zentrum sei auch gegen die Natur einer liberalen Partei. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie werde in bisheriger Weise fortgeführt, und der Kampf sei der Partei auch von den Konservativen und dem Bund der Landwirte aufgedrängt worden. Die Abmachungen mit der Fortschrittlichen Volkspartei hätten keine programmatische Bedeutung und die Selbständigkeit der Partei sei nach jeder Richtung hin gewahrt. Nachdem noch Bassermann die auswärtige Politik behandelt und sie als „Trauerspiel" bezeichnet hatte, kam er auf die Forderungen der Partei, die in dem Wahlaufruf niedergelegt sind, zu sprechen.

In der Diskussion wollten die preußischen Landtags-Abgeordneten Dr. Schifferer und Lohmann vorzugsweise die Sozialdemokratie bekämpft wissen, während der badische Landtags-Abgeordnete Rebmann das Zentrum für die größte Gefahr erklärte.

Der Wahlaufruf wurde, nachdem noch einige andere Redner gesprochen hatten, einstimmig genehmigt.

Ein blau-schwarzer Reinfall in Breslau.

Durch einen Gewaltakt der blau-schwarzen Mehrheit des preußischen Landtages wurde bekanntlich das Mandat des Abgeordneten Dr. Ehlers-Breslau für ungültig erklärt. Am Montag fand die Ersatzwahl statt, wobei die Reaktionäre einen wohlverdienten Reinfall erlitten.

Es wurden abgegeben in der Hauptwahl für Löbe (Soz.) 370, Ehlers (Lib.) 506, Vogel (klerikal-kons.) 780 Stimmen. In der Stichwahl erhielt Ehlers 871, Vogel 776 Stimmen. Bei der vorigen Wahl betrug die Mehrheit der liberal-sozialdemokratischen Wahlmänner 15, bei der diesmaligen 95 Stimmen. — Ehlers ist somit durch das geschlossene Eintreten der sozialdemokratischen Wahlmänner gewählt.

Ein Wahltrick der blau-schwarzen Bundesbrüder, bei der Hauptwahl 150 ihrer Wahlmänner im ersten Wahlgang für den Sozialdemokraten Löbe stimmen zu lassen, um dadurch zu erreichen, daß der Konservative mit dem Sozialdemokraten in die Stichwahl kommt, wurde durch die vorzeitige Aufdeckung durch die „Breslauer Volkswacht" verhindert.

Harden-Klatsch.

Maximilian Harden hat als guter Regisseur die Erregung der letzten Tage benutzt, um sich eine volle Versammlung zu schaffen, der er seine Weisheiten über die Marokkofrage vortrug. Er erzählte dabei allerhand Klatsch, den die „Deutsche Tageszeitung" unter der Überschrift „Das belogene deutsche Volk" in dieser Fassung weitergibt:

„Er (Harden) erklärte, das bekannte Telegramm, das den im Reichstage anwesenden Kanzler zum Diner nach Potsdam einlud, sei bereits eine kaiserliche Gnadendemonstration gegen den Kronprinzen gewesen. Das Auswärtige Amt in der Wilhelmstraße habe dem Kaiser telephonisch über die blamable Niederlage Bethmann-Hollwegs nichts gesagt, wohl aber habe man ihm davon berichtet, daß der Thronfolger in der Hofloge säße und gegen den Kanzler demonstriere. Auch davon, daß ein sozialdemokratischer Antrag beabsichtigt sei, der Reichstagspräsident möge den jungen Offizier, der auf der Tribüne durch sein lebhaftes Benehmen die Verhandlungen fortwährend störe, entfernen. Daraufhin habe der Kaiser sofort die telegraphische Einladung an den Kanzler gesendet.

Ferner erklärte Harden, er glaube Belege dafür zu haben, daß trotzdem der Kaiser innerlich gegen Bethmann-Hollwegs Kolonialpolitik sei.

Drittens verbürgte Harden sich dafür, daß die Abtretung des jetzt erhaltenen Kongoteiles bereits Wochen vor Agadir eine mit Frankreich fest abgemachte Tatsache gewesen sei."

Was Harden, der „Konzertpatriot", wie ihn der „Simplizissimus" in seiner neuesten Nummer nennt, über einen sozialdemokratischen Antrag erzählt, ist purer Unsinn! Es ist in der sozialdemokratischen Fraktion niemandem eingefallen, beim Präsidenten die Exmission des erregten jungen Mannes in der Husarenuniform aus der Hofloge zu beantragen; ein solcher Antrag wäre auch geschäftsordnungsmäßig kaum möglich, denn es ist lediglich Sache des Präsidenten, die äußere Ordnung im Hause aufrecht zu erhalten. Diese Ordnung ist aber durch den Kronprinzen nicht gestört worden. Am allerwenigsten können sich die Sozialdemokraten durch einen jungen Prinzen beeinflußt oder gar gestört fühlen. Wie gleichgültig der Sozialdemokratie die prinzlichen Kundgebungen waren, beweist am besten der Umstand, daß Bebel, der unmittelbar nach Heydebrand zum Wort kam, sie nicht für wichtig genug hielt, sie auch nur mit einem Wort zu streifen.

Frankreich.

Ein neuer Winzeraufstand droht. Am Sonntag wurde von den Winzern eine abermalige Protestbewegung beschlossen, wenn die Regierung nicht der Forderung auf Einbeziehung des Departements Aube in das Champagnergebiet zustimmt.

Amerika.

Ermordeter Präsident. Der Präsident der Mulatten-Republik San Domingo ist ermordet worden.

Der Raubkrieg.

Aus Tripolis wird gemeldet: Nach dem Auslaufen eines Teils der italienischen Flotte erfolgte ein Angriff der Türken auf wichtige italienische Positionen. Die Italiener wurden verdrängt unter Verlust von 80 Gefangenen. Auch in Djcheri wurden die Italiener zurückgedrängt und verloren 100 Gefangene.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Dienstag, den 21. November.

Reichstagsabgeordneter Genosse Dr. Frank-Mannheim ist leider verhindert, am kommenden Sonntag in Lübeck zu referieren. Die Versammlung findet deshalb an einem späteren Termin statt, den wir rechtzeitig bekannt geben werden.

Die Bürgerschaft versammelte sich gestern abend letztmalig in ihrer alten Zusammensetzung. Manche der Leute, die jahrzehntelang in der Lübecker Staats- und Kommunalpolitik eine Rolle gespielt haben, kehren nicht wieder. Andere Cliquen haben die Hand nach der Klinke der Gesetzgebung ausgestreckt und diejenigen beiseite geschoben, die ihnen dabei im Wege standen. Der alte Karren wird jedoch seinen gewohnten Gang gehen. Interessenpolitiker kamen, Interessenpolitiker gingen. Wie bisher noch immer, wird auch in Zukunft die werktätige Bevölkerung das Stiefkind unseres Staates sein.

Die gestrige Bürgerschaftsversammlung hatte eine lange Tagesordnung zu erledigen. Mancherlei Anträge von Wichtigkeit standen zur Beratung. So u. a. die Einführung des Fünfminutenverkehrs auf der Marlibahn. Von unserem Genossen Stelling wurden bei dieser Gelegenheit eine ganze Reihe von Wünschen und Beschwerden vorgebracht. Ungerechtfertigte Entlassungen von Straßenbahnangestellten, die Vorenthaltung des Mitbestimmungsrechts der Angestellten bei der Verwaltung der Unterstützungskasse, die Praxis der Straßenbahn-Behörde — Schaffnern, die wegen Unterschlagung von 10 Pfennigen gerichtlich bestraft sind, auch noch die Kaution zu nehmen, erfuhren eine scharfe Kritik. Notwendig sei es, den Straßenbahnern das Koalitionsrecht zu gewähren. Mit Recht machte Stelling für etwaige Unterschlagungen von Fahrgeldern die außerordentlich niedrige Entlohnung der Angestellten verantwortlich. Die Mehrheit der Bürgerschaft murrte und knurrte dabei. Und doch vermochte man vom Senatstisch die Ausführungen unseres Fraktionsredners nicht zu entkräften, sondern nur den Beweis zu liefern, daß Senatsmitglieder manchmal über Dinge reden, die sie garnicht kennen. Herr Schiemann bezeichnete gleichfalls die Gehälter der Straßenbahner als unzureichend, was dem Senat offenbar sehr unbequem war, denn er hält es nicht für zweckmäßig, die Arbeiterlöhne in der Bürgerschaft zu besprechen. Warum, ist klar. Lorbeeren kann der Senat dabei kaum ernten.

Während die erstklassigen Bürgerschaftsmitglieder in ihrer großen Mehrheit nur murren oder schweigen, wenn eine Verbesserung von Arbeiterlöhnen verlangt wird, so werden sie gewöhnlich um so redseliger, wenn es gilt, ihren eigenen Klassengenossen, die schon hoch bezahlt sind, etwas zuzuwenden. Das konnte man wieder bei der Senatsvorlage auf Erhöhung des Gehaltes des Direktors der Ernestinenschule klar beobachten, die nach der Straßenbahnvorlage beraten wurde. Es ist gut, wenn man auf solche Gegensätze achtet. Wenn schließlich auch diese Erhöhung abgelehnt wurde, so ändert das doch nichts an der von uns gekennzeichneten Tatsache.

Die übrigen Vorlagen zeitigten keine oder doch nur unwesentliche Debatten. Kurz nach 10 Uhr ging die Versammlung auseinander.

Herr Klein bei den Postunterbeamten. Am Sonntag fand im Lokale „Fünfhausen" eine stark besuchte Versammlung aller Kategorien der Unterbeamten der hiesigen Postbehörde statt. Auch einige höhere Beamte hatten sich eingefunden um zu kontrollieren, daß ihre Schäfchen nicht etwa „böse" Reden halten, um zutreffendenfalles „das Erforderliche zu veranlassen." Zunächst sprach Herr Siegert aus Hamburg, der in durchaus sachlicher aber entschiedener Form die Wünsche der Postunterbeamten an den Reichstag erläuterte. Ihm folgte der Redakteur der Unterbeamtenzeitung aus Berlin, der besonders die Feindlichkeit der bürgerlichen Parteien gegenüber den Wünschen der Postunterbeamten hervorhob. So z. B. als 1909 die Reichstagskommission die Unterbeamten-Gehaltssätze erhöhen wollte, fielen fast alle bürgerlichen Kommissionsmitglieder beim Stirnrunzeln der Regierung wieder um, nur die Sozialdemokraten blieben fest. Die Folge war eine „Reform", die für manche Beamtengruppen sogar eine Verschlechterung bedeutete. Gerade von den Postbeamten liefen unendlich viele

Klagen ein. Um sein weiteres Eintreten für seine Berufskollegen zu verhindern, bugsierte sogar das Zentrum den Postsekretär Hamacher aus der Budgetkommission wieder heraus! Und unvergessen müssen auch die Vorgänge vom März 1911 bleiben. Bei dem Wettrennen der bürgerlichen Parteien um die Gunst der Postbeamten, bei der Mehrforderung für die Oberpostassistenten beantragten die Sozialdemokraten, die neue Besoldungsreform solle von einer Gehaltserhöhung für die Unterbeamten ausgehen. Die bürgerlichen Parteien stimmten diese Resolution aber glatt nieder! Auch die Teuerung, die Gehaltserhöhung des Kaisers usw. zog der Berliner Redner in treffender Weise in die Debatte und zwar unter allgemeiner Zustimmung der Versammlung. Es folgte eine anregende Debatte, in der Lübecker Postunterbeamte das Gesagte wirkungsvoll unterstrichen. Großen Eindruck machten die Ausführungen eines Postillons, der schilderte, daß in Lübeck noch immer an die Postillone nur ein Monatsgehalt von 60 Mark gezahlt werde!!!

Natürlich konnte sich nun unser „Freund" Julius Klein, der natürlich auch erschienen war, es nicht mehr verkneifen, zu reden und sich wie immer als Retter aufzuspielen. Er hob besonders seine „Verdienste" in der Bürgerschaft für die „kleinen" Leute hervor, ödete aber damit die Versammlung derart an, daß weit über die Hälfte der Versammelten den Saal verließ. Ein gutes Zeichen für die Einsicht der Postunterbeamten. Darüber geriet aber der Julius in hellen Zorn und er strafte die Versammlung sehr schwer, indem er über 1½ Stunden ihr seine Gemeinplätze und Reichsverbandsmätzchen vorsetzte. Doch der Liebe Mühe war umsonst. Der stimmenhungrige Herr mußte sich von einem der Referenten sagen lassen, daß die Versammlung nicht der Propaganda für Reichstagskandidaten dienen solle, sondern sich mit der Hebung der sozialen Lage der Versammelten beschäftige. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir Herrn Klein später noch öffentlich unsern Dank aussprechen müssen für die vorzügliche Agitation, die er unfreiwillig für uns treibt. Im übrigen verweisen wir auf unserem heutigen Leitartikel.

Franz heißt — der Erkorene der „rechtsstehenden" Parteien Lübecks. Die Gefolgschaft Lauensteins, des Durchgepurzelten, hat einen besonderen Reichstagskandidaten in der Person des gegenwärtigen Reichsboten Franz Behrens aufgestellt. Damit haben die Agrarier einen sehr guten Griff getan. Behrens ist, was in dem „Nationale", das sein Wahlkomitee veröffentlicht, nur angedeutet wird, von Beruf Gärtner. Er spielte früher trotz seiner notorischen Unfähigkeit eine gewisse Rolle in der „neutralen" Gärtnergehilfenorganisation. Vielleicht ist es das einzige Verdienst seines wechselvollen Lebens, daß er dazu beigetragen hat — wider Willen natürlich! — den sogenannten „Allgemeinen" in das Lager der modernen Gewerkschaften hinüberzuführen. Die Gärtner mußten eines Tages einsehen, daß sie von ihrem Franz nicht etwa geführt, sondern angeführt wurden, daß nicht ihre Arbeiterinteressen, sondern mehr oder minder unverhüllt Unternehmerinteressen für ihr Geld vertreten wurden. Und da erhielt Franz Behrens nach Verdienst den Laufpaß. Dann entdeckte der biedere Sohn des kleineren Mecklenburgs sein „christliches" Herz und die Befähigung, die Geschicke der Bergarbeiter sachkundig zu lenken. Er ward Generalsekretär des Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter und hat in dieser Eigenschaft sein redlich Teil dazu beigetragen, hemmend zu wirken in dem schweren Kampf, den die Lohnsklaven des Zechenkapitals um die Hebung ihrer Lebenslage führen. Doch der Franz ist nicht einseitig, er ist in vielen Sätteln gerecht. Auch die Buchdrucker erfreuen sich seiner desorganisatorischen Tätigkeit, denn im Gutenbergbund macht er sich nach Kräften mausig in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften. Bei den Hottentottenwahlen fiel ihm das Reichstagsmandat für Wetzlar-Altenkirchen in die Finger. Als Reichsbote entwickelte Behrens seine reaktionäre Talente bestens. Der schwarzblaue Block fand in ihm einen treu ergebenen Hausknecht, der seine Ungeschicklichkeit durch hochgradigen Diensteifer wettzumachen suchte. Wo immer Arbeiterinteressen mit Füßen getreten wurden, war der Zieglermeisterssohn aus Strelitz „mitten mank". Rücksichts- und skrupellos hat er die Geschäfte der Rückwärtsler besorgt und sich durch unermüdliches Schimpfen auf die Sozialdemokratie den „lebhaften Beifall" verdient, den die Mehrheit des jetzigen Reichstags immer willig zollt, wenn aus der Haut des Volkes Riemen geschnitten werden. Die Lübecker Zählkandidatur ist nur die logische Folge der ganzen Entwicklung des ehemaligen Gärtnergehilfenführers. Er hat diese „Ehrung" vollauf verdient.

h. **Die Weltsprache.** Vorträge der Oberschulbehörde. In seinem ersten Vortrage behandelte Herr Seminardirektor Dr. Möbusz die Notwendigkeit der Weltsprache. Der Vortragende ging von dem Grundgedanken aus, daß, wenn ein großes Ereignis in die Erscheinung tritt, man glaubt, es mit etwas ganz Neuem zu tun zu haben. Z. B. bricht plötzlich ein Krieg aus, so ist man im ersten Moment überrascht. Wird jedoch nach dem Grunde geforscht, so stellt sich heraus, daß diesem Ereignisse eine große Vorgeschichte vorangeht. So ist es auch mit dem Problem der Weltsprache, das sich im Laufe der Zeit zu einer der brennendsten Fragen entwickelt hat. Früher, im Altertum, kannte man keine Weltsprache. Die Menschen saßen auf ihrer Erdscholle fest. Die wenigen, die hinaus in die Welt zogen, mußten sich, so gut es eben ging, mit der fremden Sprache abfinden. Vorherrschend war in jener Zeit die griechische und dann die römische Sprache. Hierauf errang die lateinische Sprache den Vorzug, bis auch diese verdrängt wurde. Im 17. und 18. Jahrhundert war die französische Sprache Trumpf. Das Franzosentum wurde zu dieser Zeit an allen Fürstenhöfen angenommen. Bald erwuchs den Franzosen in der englischen Sprache ein großer Konkurrent. Denn überall erwarb sich England Kolonien und Ansiedelungen und damit die Anwartschaft darauf, daß die englische Sprache die weiteste Verbreitung fand. Als aber im 19. Jahrhundert das Deutschtum erwachte und die deutsche Sprache in den Schulen gelehrt wurde, konnte sich die französische Sprache nicht mehr als internationale Sprache behaupten. Jede Nation, jedes Land eignete sich eine besondere Sprache an. Es entstand ein riesig großes Sprachengewirr. Forscher haben gefunden, daß ungefähr 850 verschiedene Sprachen und über 5000 Dialekte gesprochen werden. Solange der Nationalismus vorherrschte, war der Sprachenreichtum kein so großes Hindernis. Aber heutzutage, wo der Internationalismus der Kultur den Siegel aufgedrückt hat, ist eine internationale Sprache ohne Zweifel von großem Nutzen. Der Internationalismus tritt in allen Lebensgebieten in die Erscheinung. Denken wir zunächst an die Entwickelung der Technik. Während das erste Dampfschiff den Ozean in 26 Tagen kreuzte, sind heute nur noch vier Tage hierzu erforderlich. Mit der Schnelligkeit der Dampfer nahm auch deren Größe zu. Während der erste Ozeandampfer 350 Tons groß war, faßt heute der größte, die „Olympia", 25 000 Tons. Zugleich trat eine ungeheure Verbilligung des Verkehrs ein. Weiter tritt im Eisenbahnen-, Post-, Telegraphen-, überhaupt im ganzen Verkehrswesen ein unermeßlicher Aufschwung ein. Der Handel dehnte sich über die ganze Welt aus. Zollverträge, Bestimmungen über Münzen, Maße und Gewichte wurden in einer oder mehreren Sprachen getroffen. Überall macht sich der Internationalismus bemerkbar. Baumwolle, aus der Kleidungsstücke, Kaffee, Zucker, Tee usw., Gegenstände, die jedem unentbehrlich sind, sie alle wurden als Rohprodukte durch den internationalen Verkehr ins Heimatland geschafft, um hier verarbeitet zu werden. Ein weiteres Gebiet für den Internationalismus ist die Wissenschaft. Die Gelehrten aller Länder stehen in regem Meinungs- und Gedankenaustausch. Was in diesem oder jenem Gebiet erforscht wurde, zieht auch das Interesse fremder Gelehrten an. Ferner ist die Kunst als Genuß international geworden. Wir bewundern und besitzen Werke u. Bilder von französischen, englischen, griechischen, norwegischen usw. Dichtern und Malern. Auf andern Gebieten sind Guttempler, Freidenker, Heilsarmee usw. in allen Ländern vertreten. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl der internationalen Kongresse. Wurden in den Jahren 1860/70 28 Kongresse abgehalten, so fanden 1900/10 1000 statt. So ist der Internationalismus die Wurzel zur Weltsprache geworden. Heutzutage kommt man mit deutscher, englischer und französischer Sprache nicht überall mehr durch. Reisen wir nach Finnland, Schweden, Dänemark usw., was in Anbetracht der heutigen Verkehrsverhältnisse nichts Besonderes ist, so kommt man hier mit den obengenannten 3 Hauptsprachen nicht mehr aus. Deshalb ist man um eine Erleichterung der Verständigung bemüht. Aber wie wird diese geschaffen? Aus nationalen Gründen würde es sich verbieten, eine lebende zur Weltsprache zu erheben. Wir müssen uns daher nach einer andern Sprache umsehen, die auch vom Ungelehrten leicht gelernt werden kann. Weil eine tote Sprache, z. B. Latein, diese Eigenschaft nicht besitzt, bleibt nur noch ein einziger Weg, nämlich die Einführung einer Kunstsprache übrig. Hiermit beschloß der Redner seine Ausführungen, um am kommenden Montag die Grundlagen und Entwicklung der Weltsprache zu erörtern.

Einen Liederabend veranstaltet am Donnerstag, dem 23. November, der Gesangverein „Eintracht" im Gewerkschaftshaus. Als Solist wirkt der vortreffliche Heldenbariton unseres Stadttheaters, Herr Arnold Langefeld, mit. Zur Wiedergabe gelangen eine ganze Anzahl der schönsten Chöre und Volkslieder; wir nennen nur „Ännchen von Tharau", „Weihe des Gesanges", „Untreue", „Abendfrieden", „Liebe", „Sturm", „Sang an Ossian", Pilgerchor aus „Tannhäuser". Herr Langefeld singt u. a.: „Was i hab'" von Bohn, „Wanderlied" von Kerner, „Ständchen" von Heiser, „Am Rhein" von Humperdinck, Prolog aus „Bajazzo" von Leoncavallo. Das reichhaltige Programm verspricht einen außerordentlich genußreichen Abend. Wir können den Besuch des Liederabends nur angelegentlich empfehlen. Der Eintrittspreis beträgt 20 Pfg. pro Person.

Bevölkerungsbewegung im Lübeckischen Staate während des Oktober. Die Zahl der Eheschließungen betrug 137 (1910: 119), die der Lebendgeburten 227 (236) und die der Sterbefälle 163 (130). Der Geburtenüberschuß belief sich demgemäß auf 64 (106). Uneheliche Geburten kamen 24 (25) mal vor. Totgeburten wurden 6 (5) mal registriert.

Das Konkursverfahren ist eröffnet über das Vermögen des Ingenieurs Friedrich Wilhelm Otto Schwartzkopf, alleinigen Inhabers der Firma Otto F. Schwartzkopf in Lübeck, Lachswehr-Allee 15. Rechtsanwalt E. Fehling ist Konkursverwalter.

Der dritte Teilbetrag der Einkommensteuer für das Jahr 1911/12 ist von den Steuerpflichtigen, welche im Besitze eines Steuerzettels für die Vorstadt St. Lorenz sind, in der Zeit vom 21. bis 30. November d. J. zu entrichten.

Die Maul- und Klauenseuche ist unter dem Viehbestande der Frau K. Petersen in Ritzerau ausgebrochen. Über das Gehöft der P. ist die Sperre verhängt, das angrenzende Kohlthoffsche Gehöft zum Beobachtungsgebiet erklärt.

Der Verkauf von Blumen und Kränzen ist am Sonntag, dem 26. ds. Mts., von 7—9 Uhr vormittags und von 11—5 Uhr nachmittags gestattet.

pb. **Fahrraddiebstahl.** Am 20. ds. Mts. ist in der großen Burgstraße ein Fahrrad, Marke Brennabor, mit schwarzem Gestell, ebensolchen Felgen, nach unten gebogener Lenkstange, der Fabriknummer 345561 und der vom Polizeiamt gelieferten Erkennungsnummer 6765 abhandengekommen und vermutlich gestohlen worden. Der Vorderreifen ist defekt; der Hinterreifen ist neu und der rechte Korkgriff fehlt.

ph. **Vertauscht?** Am Sonntag, den 19. ds. Mts. ist in dem Tanzlokal von Dieckelmann ein marineblauer Damen-Paletot von modernem Schnitt, mit stahlblauem Kragen und Ärmelaufschlägen abhandengekommen und vermutlich absichtlich vertauscht worden, da dafür eine blaue Kostümjacke zurückgeblieben ist.

pb. **Eigentumsvergehen.** In der Nacht vom 19. zum 20. ds. Mts. zwischen 1½ und 2 Uhr ist in dem Tanzlokal „Zentralhalle" eine schwarze Leder-Handtasche mit einem roten Lederportemonnaie, enthaltend 2 16 Mark, 2 Taschentüchern und einem Haustürschlüssel, abhandengekommen und vermutlich gestohlen worden.

Stadthallentheater. Am Donnerstag abend 8 Uhr gelangt die reizende Komödie „Der Gardeoffizier" von Franz Molnar zur nochmaligen Aufführung.

Neues Stadttheater. Man schreibt uns: Morgen Mittwoch (Bußtag) bleibt das Theater geschlossen. — Am Donnerstag gelangt Boieldieus romantische Oper „Die weiße Dame" zur nochmaligen Aufführung. — Freitag wird Jarnos Operette „Das Musikantenmädel" wiederholt. — Für Sonntag befindet sich das Musikdrama „Tosca" von G. Puccini, welches hier Novität ist, in Vorbereitung.

Moisling. Sozialdemokraten sind minderen Rechts! Bekanntlich war dreimal mit mehr oder minder großer Mehrheit der Genosse Schomann zum Mitgliede des Gemeindevorstandes gewählt worden. Er genoß also das Vertrauen seiner Mitbürger. Gegen seine Person lag nichts vor. Aber der Staat, der sich herausnimmt, wie der Vormund Unmündigen gegenüber, zu „bestätigen", was die Gemeindeangehörigen beschließen, versagte, wie schon öfter, die „Bestätigung". Warum? In der Republik Lübeck sind Sozialdemokraten minderen Rechts! Möge am 12. Januar das „rote Moisling" die Quittung ausstellen! — Das Stadt- und Landamt hat den Landmann Petersen zum Mitgliede des Gemeindevorstandes „ernannt".

Hamburg. Die Differenzen bei der Mälzerei-Aktien-Gesellschaft sind beigelegt. Durch Verhandlungen des Vertreters des Brauereiarbeiterverbandes mit der Mälzerei-Aktien-Gesellschaft Hamburg gelang es, einen Tarifvertrag abzuschließen, der den Arbeitern Lohnerhöhungen von durchschnittlich 4 Mk. pro Woche, Ferienurlaub und die Vergünstigungen des § 616 des Bürgerlichen Gesetzbuches sichert. Die Streikenden nahmen heute die Arbeit wieder auf. Die Sperre über den Betrieb ist aufgehoben.

Wandsbek. Bei der Stadtverordnetenwahl errangen unsere Genossen zwar kein Mandat, erhöhten aber trotz des Zensus von 1500 Mk. ihre Stimmenzahl um 378, während die „einigen" Bürgerlichen nur 121 mehr erzielten. Die Differenz beträgt nur noch rund 300, so daß vielleicht schon im nächsten Jahre der Sieg sich an die rote Fahne heftet. Dann gibt es keinen Ausweg mehr für die „Staatserhaltenden". Was getan werden konnte, ist nämlich alles schon gemacht.

Friedrichstadt. Bei der Stadtverordnetenwahl gelang es zum ersten Male, einen Parteigenossen ins Stadtparlament zu entsenden. Die Bürgerlichen waren uneinig. Genosse Rahn wurde gewählt, während der zweite Parteikandidat unterlag.

Oldenburg. Wahlrechtsbeschneidung im „liberalen" Oldenburg. In dem 8000 Einwohner zählenden Orte Nordenham, der in den letzten Jahren eine äußerst rapide industrielle Entwicklung durchgemacht hat, haben es die organisierten Arbeiter verstanden, sich auch einen nennenswerten Einfluß auf die Stadtvertretung zu ringen. So wurden 1907 unter 15 Stadtratsvertretern sieben Sozialdemokraten gewählt. Auch jetzt entfalten unsere Genossen seit Wochen eine lebhafte Tätigkeit, um bei der am 28. November stattfindenden Stadtratswahl diese Zahl noch zu erhöhen. Jetzt ist den Gegnern der Sozialdemokratie die Stadtverwaltung zur Hilfe gekommen. Sie hat zirka 100 Arbeitern mitgeteilt, daß sie wegen rückständiger Steuern aus der Wählerliste gestrichen worden sind. Wie zum Hohn ist den Betroffenen anheim gegeben worden, dagegen innerhalb sieben Tagen Einspruch zu erheben. Bis zur Entscheidung ist natürlich die Wahl längst vorbei. Das unerhörte Vorgehen gründet sich auf Artikel 6 der Gem.-Ordnung, wonach derjenige wahlberechtigt ist, der zu den Gemeindelasten beiträgt. Die Spruchpraxis legt diese Bestimmung so aus, daß der Betreffende seit drei Jahren ununterbrochen in der Gemeinde wohnen und Steuern gezahlt haben muß. Ist er auch nur einmal dazu nicht in der Lage gewesen, wird ihm rücksichtslos das Wahlrecht kassiert. Im Landtage wird gegen diesen Wahlrechtsraub das Nötige gesagt werden.

Standesamtliche Nachrichten

vom 12. bis 18. November 1911.

Geburten.

a) Knaben: Name und Beruf des Vaters.

7. November. Kaufmann M. A. W. Prüss. 9. Schänkwirt Chr. J. H. Friede. Schneider C. A. R. Schulz. Arbeiter R. K. F. Sündermann. Schlosser H. W. C. Meyenborg. 10. Versicherungsbeamter F. Chr. L. Martens. Arbeiter J. A. Kater. 11. Lagerhalter P. M. W. Werner. Arbeiter J. Bienkowski. 13. Strafanstalts-Hilfsaufseher A. P. E. Niemann. Kutscher J. J. H. Quade. 14. Tischler A. W. A. Hinz. 14. Takler W. F. R. Törper. 16. Schlachter A. Chr. Jürgensen. Kaufmann C. A. F. Burghardt. 17. Eisendreher F. W. Haferstroh. Arbeiter A. Chr. H. Wulff. 18. Arbeiter C. J. F. Hamann.

b) Mädchen: Name und Beruf des Vaters.

7. November. Kaufmann M. A. W. Prüss. Sargträger J. H. F. Brügmann. Hobelmeister T. Petersen. 8. Maurer A. H. A. H. Vernimb. 9. Schänkwirt Chr. J. H. Friede. Feldwebel J. E. D. Jörg. Arbeiter P. L. J. H. Siepert. 10. Kaufmann J. J. Mecklenburg. Former H. W. C. Roocks. Fuhrwerksbesitzer L. A. C. H. Koss. Kaufmann W. P. H. H. Maass. Maurer H. J. Th. Scheel. 11. Arbeiter K. A. Lierka. Makler H. G. E. Toaspern. 12. Mechaniker J. Gollwitzer. Kutscher H. A. W. Reink. 13. Rechtsanwalt und Notar J. E. Fehling. Lagerarbeiter A. P. E. Hildebrandt. 14. Expedient F. J. Th. Florian. Zollschiffer J. H. W. Meyer. 16. Schlosser F. A. K. Hagen. Arbeiter C. L. F. Theodorf. 17. Tischler W. C. H. Kipp. Arbeiter G. C. Chr. Knorr.

Angeordnete Aufgebote.

13. November. Landwirt H. J. Th. Meister und A. Ehler, beide in Altengamme. Tanzlehrer B. H. Schnack und E. S. L. Dohse. 14. Heizer J. F. Chr. Piel und M. M. D. Stühff. 15. Handlungsgehilfe H. J. W. Wieg und L. Rötgert. Schauspieler H. H. M. D. K. Kämpff in Zittau und B. S. H. Hally in Blasewitz. Knecht F. K. Jahn und M. Ch. Rebehn, beide in Barsbeck. 16. Handlungsgehilfe E. G. Gentzsch und E. W. J. Wolmeyer. Arbeiter K. H. F. Stage und C. D. K. Lenschow in Bechelsdorf. 17. Schlosser W. H. J. Nehlsen und B. M. A. Heuser. Schiffsanstreicher K. W. H. Peters und K. M. E. Koop. Geschäftsführer der Ziegelei-Berufsgenossenschaft W. Nizze und B. S. D. W. Blanck. 18. Straßenbahnwagenführer F. W. Stieghorst und P. M. Schöning in Oldenburg in Holstein. Eisenbahnarbeiter J. F. W. Kost und A. K. J. Spethmann, beide in Schönböcken. Schlosser W. F. A. Bull und H. A. F. K. Schwaß.

Eheschließungen.

14. November. Instrukteur K. W. M. Rosemann in Berlin und C. P. J. S. Krüger. Schlachter O. H. B. Lüder und P. A. Grell. Arzt Dr. med. K. R. W. F. Brewitt und M. L. Behn. 15. Kupferschmied J. H. C. G. Reese und Witwe K. M. E. Dohr geb. Schlatow. Zimmermann F. Riemer in Siems und A. D. Langfeldt. 16. Uhrmacher O. K. F. Liebenow in Schlutup und M. Ch. F. L. Schmidt. 17. Kaufmann F. H. Schwedt und J. E. Schunck in Hannover. Hausdiener H. F. Chr. Holtfreter und A. J. M. D. Heitmann. 18. Kaufmann H. H. G. Eggers und J. E. Jönsson. Schiffszimmermann P. J. H. Meintz und E. B. K. G. Zeidler, beide in Israelsdorf. Schmied K. F. W. Teetzen und E. A. M. Sahmkow. Schutzmann J. Kolinski in Hamburg und K. A. K. J. Chr. Dorendorf. Schmied W. K. F. Witt und M. Ch. J. Schütt. Gasarbeiter O. A. H. Scharnweber und B. S. H. Jenssen. Wächter bei der Wach- und Schließgesellschaft W. F. J. Sundermann und A. K. Th. Schulz.

Sterbefälle.

11. November. M. M. H. Möller, 27 J. (Altona). 12. E. C. geb. Bössel, Witwe des Eisenbahn-Perrondieners D. G. J. Kölzenberg, 71 J. R. L. H. P. Goldmann, 2 J. Schneidermeister E. W. J. Arnold, 49 J. Drogist F. W. A. Dierking, 24 J. M. C. E. geb. Wigger, Ehefrau des Arbeiters J. J. F. Busch, 73 J. 13. E. J. M. geb. Strunck, Ehefrau des Haus- und Hypothekenmaklers H. H. F. Köhn, 56 J. Chr. M. Dehmke, 56 J. 14. Kaufmann H. F. Chr. Lages, 55 J. Schiffszimmermann E. Rebbin, 66 J. Landmann B. L. J. Wigger, 30 J. (Seeretz). M. C. H. geborene Winter, Ehefrau des Töpfers W. H. K. Schneider, 74 J. J. A. geb. Kugland, Ehefrau des Arbeiters A. Behring, 47 J. (Offendorf). 15. H. Friede, 6 Tage. L. C. H. Vogt, 77 J. K. H. E. Böttcher, 4 J. Arbeiter H. H. W. Möller, 69 J. 16. J. H. S. M. geb. Peters, Ehefrau des Zigarrenmachers J. K. Th. Zahrnd, 73 J. K. M. L. J. Westphal, 8 Mt. 17. Privatmann J. A. E. F. Korte, 80 J. H. G. S. Schmidt, 21 J. M. D. W. geb. Pogge, Witwe des Schneidermeisters H. K. W. Lexow, 79 J. E. geb. Grevsmühl, Witwe des Konsuls J. Meyer, 70 J. Musiker J. H. C. Jäde, 63 J. 18. B. H. O. Wall, 6 Mt. F. R. J. Meese, 1 J. Privatmann J. H. G. Kramer, 75 J. J. M. B. Zeoth, 1 J.

Briefkasten.

S. In der Sonntagsausgabe der „Lüb. Anz."

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtlich in Lübeck.

Selten günstiges Angebot!

:: Ich kaufte einen grossen Posten Fabrik-Reste ::

weiße u. farbige Waschkleiderstoffe

speziell bastfarbige Kostümstoffe in Panama, Popeline, Ripsgewebe und gelangen diese in 4 Serien

Donnerstag, Freitag, Sonnabend weit unter Preis zum Verkauf.

Wasch-Stoffe

Reste bis 1,50 m ..... per Meter **30 ₰**
Reste von 1,50 bis 2 m ..... per Meter **45 ₰**
Reste von 2 bis 4 m..... per Meter **60 ₰**
Reste von 4 bis 9 m..... per Meter **75 ₰**

Enorm billig!

Die Stoffe sind beste Qualitäten und haben durchweg einen regulären Wert von 1.00 bis 1.60 Mk.

Rudolph Karstadt.

Bungescher Speise-Essig ist anerkannt der beste.
Nur echt mit dem Etikett der Firma. Alleinige Fabrikanten:
H. L. Wiegels, vorm. I. C. Bunge, G. m. b. H.

Genau wie diese Palme gewachsen ist,
ist der Konsum in
Palmin (Pflanzenfett) und **Palmona** (Pflanzen-Butter-Margarin) in den letzten sieben Jahren gestiegen. Diese Tatsache ist der beste Beweis dafür, daß unsere Produkte einem wirklichen Bedürfnis entsprechen. Es wird bald keinen deutschen Haushalt mehr geben, in dem Palmin und Palmona nicht zu finden sind. Niemand sollte daher versäumen, einen Versuch damit zu machen.

H. Schlinck & Cie. A.-G.

Gesangverein „Eintracht"

Grosser Lieder-Abend

unter gütiger Mitwirkung des Herrn Langefeld
Heldenbariton vom hiesigen Stadttheater

am Donnerstag, d. 23. November
im Gewerkschaftshaus, Johannisstraße 50–52.

Anfang 8½ Uhr. Preis à Person 20 Pfg.

Mitglieder haben gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte freien Eintritt.

Der Vorstand.

NB. Karten sind zu haben bei **Carl Wittfoot**, Hüxstraße 18, **P. Lender**, Hüxstraße 94 und im **Gewerkschaftshaus**. **D. O.**

Achtung!
Zentralverband der
Zimmerer
(Zahlstelle Schwartau.)

Extra-Mitglieder-Versammlung
am Mittwoch, d. 22. Nov., nachmittags 4 Uhr,
bei Süfke in Renfefeld.
Das Erscheinen sämtlicher Mitglieder ist dringend notwendig.
Der Vorstand.

Achtung Maler!

Unsere turnusmäßig am Mittwoch, dem 22. November 1911, stattfindende **Versammlung fällt aus!**

Der Vorstand.

HANSA THEATER

Täglich:

De Bière

(Der Geheimnisvolle)
und
das große Programm.

Vorverkauf bei Sager.
Vorzugskarten ungültig.

Stadthallentheater.
Donnerstag, 23. Novbr. 8 Uhr.
Der Gardeoffizier.
(Der Leibgardist.)
Komödie von Franz Molnar.
Vorverkauf täglich in den bekannten Stellen bei **Nagel**, Markt 14, und **Roß**, Kohlmarkt 13.

Neues Stadttheater.
Mittwoch: Bußtag! **Geschlossen!**
Donnerstag, 23. Novbr. 7½ Uhr.
Voll-Ab. 59. Donnerstag-Ab. 10.
Die weiße Dame.
Oper von Boieldieu.
Freitag, 24. November. 7½ Uhr.
Das Musikantenmädel.
Operette von Georg Karno.
In Vorbereitung: Neu!
Tosca.
Musikdrama von G. Puccini.

Beerdigungsinstitut Gebr. Müter

Fernsprecher 427. Mühlenstraße 13.

Uebernahme ganzer Beerdigungen.
Größtes Lager in Särgen, Grabstöcken, Metall-, Perl- u. Blattkränzen.
Einkleidungen jeder Art. ✻ Billigste Preise.

Die Ursachen der heutigen Teuerung

werden verschieden erklärt. Sicher ist, dass die sparsame Hausfrau sich heute möglichst einrichten muss. Statt der teuren Butter wählen sie unsere erstklassigen Margarine-Spezialitäten

„Unser Ruhm"

und **„Rowitt"**

oder unsere feinste Pflanzenbutter-Margarine

„Herba"

Sämtliche Marken verbürgen feinste Qualität, sind nach eigenem Verfahren aus nur besten Rohstoffen hergestellt und infolge ihres lieblichen Geschmackes und ihrer Bekömmlichkeit von bester **Meiereibutter** kaum zu unterscheiden, im Gebrauch aber wesentlich **billiger.**

Ueberall erhältlich!

Alleinige Fabrikanten:
Rositzky & Witt, G. m. b. H., Altona-Ottensen.

Verband der Fabrikarbeiter Deutschlands

Zahlstelle Lübeck.

Einladung z. Wintervergnügen

am Sonnabend, dem 25. November 1911
im Gewerkschaftshaus, Johannisstr. 50-52.

Saalöffnung 7½ Uhr. Anfang 8 Uhr. Ende 4 Uhr.
Eintritt 30 Pfg. Eine Dame frei.
Karten sind zu haben bei sämtlichen **Boten**, im **Gewerkschaftshaus** und im **Bureau**, Johannisstraße 48.

Das Komitee.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 273. Dienstag, den 21. November 1911. 18. Jahrg.

Die schwarze Gefahr!

In der Montagssitzung der Budgetkommission gab auf Verlangen der Generalmajor Wandel ein militärisches Gutachten über die sogenannte „schwarze Gefahr" ab. General Wandel führte etwa folgendes aus: Die Franzosen haben den Wunsch, marokkanische Eingeborene militärisch auszubilden und sie als Soldaten dem Sultan zur Verfügung zu stellen. In fernerer Zeit würden vielleicht solche marokkanische Soldaten auch in Europa Verwendung finden. In absehbarer Zeit ist aber mit solchen Truppen in Europa nicht zu rechnen. Nach den bisherigen Erfahrungen, die Frankreich in Marokko gemacht hat, sind die Marokkaner als Soldaten nicht so brauchbar, wie die Algerier und Tunesen. Gegenwärtig habe Frankreich in Marokko 81 000 Mann stehen, darunter 34 000 Mann Europäer. In Marokko ist von Frankreich beabsichtigt, 10 Bataillone Infanterie und 10 Eskadrons marokkanische Truppen zu errichten. In Tunis und Algier geht das Streben Frankreichs dahin, mit der Zeit etwa 145 000 Mann militärisch ausgebildeter Eingeborner zur Verfügung zu haben.

Dr. Arning (natl.) glaubte aus diesem Gutachten schließen zu müssen, daß dieser „vielleicht in ferner Zeit liegenden" französischen Truppenvermehrung „durch eine entsprechende Truppenvermehrung in Deutschland begegnet werden müsse. Er erging sich in langen Schilderungen über die angeblich schwere Gefahr, die durch die Bildung schwarzer Truppen vonseiten Frankreichs für Deutschland entstehen wird. Die Marokkaner seien sehr wohl in der Lage, auch im europäischen Klima zu kämpfen. Sachverständige bezweifelten nur die Fähigkeit der französischen Offiziere, das Menschenmaterial auszubilden. Frankreich würde schon in baldiger Zeit 20 000 Mann auszubilden in der Lage sein, um dann dem Ziel zuzustreben, später 200 000 Mann nordafrikanischer Truppen zur Verfügung zu haben. Man hoffe in Frankreich, mit 50 Millionen Mehrausgaben das durchzuführen.

Abg. Ledebour (Soz.) bedauerte, daß General Wandel sich nur darauf beschränkt habe, zu sagen, was nach französischer Auffassung und Absicht versucht werden solle. Viel wichtiger sei aber zu erfahren, welchen Wert und Bedeutung die deutsche Heeresverwaltung diesen schwarzen Truppen für Kämpfe in Europa beimesse. Weiter: Welche Folgen können oder müssen, militärisch betrachtet, für Frankreich in Nordafrika entstehen, wenn es von dort etwa 200 000 Mann nach Europa herüberholt? Hält es die deutsche Heeresverwaltung für möglich, daß Marokkaner, Berber und Araber militärisch so ausgebildet werden können, daß sie auch einem europäischen Gegner gleichwertig sind? Da die angebliche schwarze Gefahr zur Propagierung einer Heeresvermehrung benutzt werden solle, sei die Beantwortung dieser Fragen von Wichtigkeit.

Abg. Dr. Paasche (NL.): Nach der Darstellung des Generals Wandel sei die Situation viel ernster, als bisher angenommen wurde. Sei denn vor dem Abschluß des Marokkovertrages das Kriegsministerium ebensowenig gefragt worden, wie das Kolonialamt? So ernst die schwarze Gefahr sei, noch ernster sei gegenwärtig die rote Gefahr.

Abg. Dr. Diederich (K.) wünschte dringend, daß die Frage einer evtl. Heeresvermehrung jetzt nicht weiter erörtert wird, obwohl auch er glaube, daß die evtl. Erörterung dieser Frage sehr wohl die Grundlage für eine Heeresvermehrung abgeben könne. Gegenwärtig solle man aber nicht davon sprechen, sondern davon, was von der Tribüne des Reichstages herunter dem Volke als Ergebnis der Beratungen über den Marokko- und Kongovertrag mitgeteilt werden könne.

Abg. Dr. Wiemer (Fortschrittl. Volkspartei) hatte aus dem Gutachten des Generals Wandel den Eindruck gewonnen, daß es beruhigend gewirkt habe; scharf müsse auch er die Anregung des Abg. Arning wegen der Truppenvermehrung bekämpfen, aber auch er wünsche, daß im Plenum die Arningschen Anregungen sich nicht wiederholen mögen.

Abg. Paasche (Natl.) versuchte, die Propagandarede seines Fraktionskollegen Arning für eine neue Militärvorlage abzuschwächen.

Abg. Bebel (Soz.) wandte sich scharf gegen die überflüssige Geheimniskrämerei bei diesen Beratungen und betonte, daß die Sozialdemokraten sich streng an den vertraulichen Charakter gehalten hätten, was von den bürgerlichen Parteien nicht immer behauptet werden könne. Das Gutachten des Generals Wandel könne wohl als Einleitung zu einer neuen Militärvorlage betrachtet werden. Ob die Verhältnisse in Nordafrika derart seien, daß Frankreich imstande sein werde, im Kriegsfalle von dort große Truppenmassen wegzunehmen, sei doch recht fraglich.

Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter teilte mit, daß gegen die militärische Ausbildung von Eingeborenen in Algier selbst sich ein erheblicher Protest schon geltend gemacht habe, weil befürchtet werde, daß die militärisch ausgebildeten Eingeborenen schließlich eine ernste Gefahr für Algier selbst würden.

Abg. Prinz v. Schönaich-Carolath versuchte ein schauerliches Gemälde davon zu entwerfen, was alles passieren werde, wenn nennenswerte schwarze Truppenmassen auf einem europäischen Kriegsschauplatz Verwendung finden würden.

Abg. Ledebour betonte, daß die schwarze Gefahr nach den Darlegungen des Generals Wandel als ein Phantasieprodukt zerstört worden sei.

Im weiteren Verlauf der Beratungen, die meistens wieder als streng vertraulich bezeichnet wurden, kündete Graf Westarp (kons.) an, daß die Konservativen sich nicht dem Wunsche des Zentrums fügen würden, das Vergangene ruhen zu lassen. Nachdem der Reichskanzler die Konservativen so scharf angegriffen habe, glaubten sie es der Öffentlichkeit und der Nation schuldig zu sein, die englischen Provokationen noch ausführlich zu behandeln, da sie der Meinung seien, daß die Regierung nicht in gebührender Weise auf diese Provokationen geantwortet habe.

In der Nachmittagssitzung erschien Generalfeldmarschall v. d. Goltz, um über türkische und islamitische Fragen sich eingehend zu äußern.

Versammlung der Bürgerschaft.

b. Lübeck, 20. Novemer 1911.

Der Wortführer Dimpker eröffnet die Sitzung um 6 Uhr 20 Min. Er weist auf verschiedene eingegangene Kommissionsberichte hin, die jedoch von der jetzigen Bürgerschaft nicht mehr entgegengenommen werden könnten, weil die heutige Versammlung wohl die letzte in der gegenwärtigen Zusammensetzung sei.

Der erste Senatsantrag betrifft den Ankauf und Ausstattung zweier dem Bauunternehmer W. Torkuhl gehörigen Ställe für die Quarantäneanstalt.

v. Schack macht auf das große Mißverhältnis zwischen dem Wert des Grundstückes und dem Mieteerträgnis aufmerksam.

Senator Strack: Es handelte sich darum, sofort ein geeignetes Grundstück zu bekommen, weil sehr viele Rinder eingetroffen seien. Das Geschäft sei kein schlechtes.

v. Schack möchte nicht öfters solche Geschäfte abgeschlossen sehen.

Der Antrag wird genehmigt.

Beim Antrag betr. die Einführung des Fünfminutenverkehrs auf der Marli-Straßenbahn wünscht

Thiele die Israelsdorfer Linie zweigleisig ausgebaut. Auch empfiehlt er die Pensionsberechtigung der Straßenbahnangestellten. Diese würde die Arbeitsfreudigkeit noch erhöhen. Der Staat müsse, wie jeder Arbeitgeber, danach trachten, seine Arbeiter lange zu behalten.

Senator Strack betont, der zweigleisige Ausbau der Israelsdorfer Linie werde in Erwägung gezogen. Eine Pensionierung der Straßenbahnangestellten werde wohl kaum angehen.

Stelling: Ich hatte erst lebhafte Bedenken gegen die Vorlage, weil der Fünfminutenverkehr nicht auf der ganzen Linie eingeführt werden soll. Ich bin aber zu der Ansicht gekommen, daß es sich schwerlich anders machen läßt. Denn es geht nicht, daß in der Pfaffenstraße durch die Straßenbahn alle Augenblick der Verkehr unterbunden wird. Die Beförderung der Personen vom Bahnhof nach Marli wird nach dieser Vorlage noch mehr zu wünschen übrig lassen als bisher, insbesondere wenn die Unregelmäßigkeit anhält, die man sich jetzt anscheinend zum Prinzip gemacht hat. Wer die Bahn häufiger benutzt, wird empfunden haben, daß der Verkehr alle Augenblick stockt. Es mag noch so sehr regnen, auf die Anhängewagen muß man warten, die fährt man bei schönem Wetter spazieren. Auf die Dauer ist dieser Zustand, der angeblich auf mangelnden Strom zurückzuführen ist, unhaltbar. Die Überlandzentrale muß Lübeck doch in allererster Linie mit Stromzufuhr berücksichtigen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch anführen, daß bei der Straßenbahn in mancher Weise nicht so verfahren wird, wie man es erwarten sollte. Herrn Senator Strack wird bekannt sein, daß mehrere Schaffner wegen Unterschlagung von zehn Pfennigen zu fünf Tagen Gefängnis verurteilt worden sind. Dem einen wurden außerdem 150 Mark gestellte Kaution einbehalten, bei andern ist das nicht geschehen. Vielleicht erhalte ich von unseren Juristen eine Antwort, ob die Behörde befugt ist, die ganze Kaution einzubehalten. Aber selbst wenn es rechtlich zulässig ist, sollte eine Regierung, die etwas auf Liberalismus hält, nicht mit solcher Härte vorgehen. Man kann unter Umständen leicht in den Verdacht geraten, sich einer Unterschlagung schuldig gemacht zu haben. Ein Schaffner wurde z. B. vom Kontrolleur beschuldigt, einen falschen Fahrschein ausgegeben zu haben, derweil hatte der betreffende Gast den richtigen Schein weggeworfen. Wenn der Betreffende ungerecht beschuldigt wird, erfährt er vom Direktor eine Behandlung, die nicht mehr schön ist. „Ich weiß, Sie haben die Straßenbahn betrogen", sagte der Direktor in einem Falle, und als der Mann hierauf erwiderte „dann wären wir ja alle Spitzbuben", erhielt er die Antwort: „Nicht alle, nur Sie!" Schließlich wurde dem Mann gesagt, wenn er 6 Mark Strafe bezahle und in der Halle weiterarbeiten wolle, werde er nicht entlassen. Die einen läßt man ins Gefängnis werfen, die andern bestraft man auf diese Weise. Hier muß mit gleichem Maße gemessen werden. Herr Thiele wies darauf hin, daß jeder Arbeitgeber seine Arbeiter möglichst lange behalten müsse, auch die Straßenbahn. Diese hat aber einen Mann entlassen und ihm einen vollen Monatsgehalt ausbezahlt, ohne ihn länger zu beschäftigen. Er ist entlassen worden, weil er einen Wagen nicht mehr zur Kaserne fahren wollte. Ein Fahrgast war nicht vorhanden und deshalb war es sein gutes Recht, gleich zur Halle zu fahren. Ich möchte den Senat ferner fragen, ob es ihm bekannt ist, wo die verfallenen Kautionen und Strafen bleiben? Sie sollen einer Unterstützungskasse zugeführt werden. Die Angestellten müssen bei einer solchen aber doch ein Mitbestimmungsrecht haben. Das besteht heute nicht, trotzdem die nötigen Körperschaften vorhanden sind. Unterstützung ist meines Wissens auch nur in einem einzigen Falle ausbezahlt worden. Eine Änderung ist hier dringend notwendig. Es ist das Geld der Leute, um das es sich hier handelt. Hier müssen bei der Verwaltung der Kasse auch die Angestellten ein Wort mitzureden haben; sie sind nicht damit zufrieden, wenn man in der bisherigen Weise weiterarbeitet. Die Verwaltung muß den bescheidenen Wünschen der Angestellten Rechnung tragen. Weiter will ich noch anfragen, wie lange man die Zahlkästen in den Wagen beibehalten will und welchen Zweck

Mut zur Sünde.

Roman von Max Kretzer.

(Schluß.) (Nachdruck verboten; alle Rechte vorbehalten.)

Frau Frobel legte die Hand auf ihre Brust. „Zuerst ja. Dann aber kam die Furcht vor Ihrer Niedertracht, vor Ihrer Infamie. Und das wußten Sie. Jetzt aber ist diese Furcht verschwunden, denn ich habe einen Mitkämpfer in diesem Kampf gefunden — ich ahne es, ich fühle es: meinen Sohn."

„Na also, verehrte Gönnerin, um so mehr müssen Sie ihn ganz für sich behalten, bevor es zu spät ist. Bevor er —. Machen Sie die Zweimalhunderttausend voll, dann meinetwegen — Schluß. Ich bin auch mit einem Scheck zufrieden. Ich unterschreibe alles, was Sie wollen. Und dann schenke ich Ihnen den Herrlichen, es laufen noch mehr von der Sorte herum. Und wenn ich nach Rapallo kommen sollte, bestelle ich nur die schönsten Grüße."

„Ah, was sind Sie für ein Schuft."

„Nach dieser Behandlung von Ihnen — mit Vergnügen."

In diesem Augenblick, da sie in heftiger Wut zusammenprallten wie zwei Menschen, deren Liebe der Haß nun endlich für immer bezwungen hat, und wo ihr ganzer Sinn nur darauf gerichtet war, sich ihr verlorenes Leben vorzuwerfen, stand plötzlich Günther vor ihnen, ohne daß sie ihn kommen gehört hatten. Vor einer Stunde hatte er sich auf die Straße begeben, war dann aber wieder ins Kontor zurückgekehrt, ohne daß es jemand auffallend gefunden hätte. Verstohlen hatte er sich in das dunkle Zimmer Ahlemanns gesetzt und war dann, als seine Mutter sich wieder in ihrem Zimmer befand, in die kleine Wasch- und Garderobennische seines Kontors geschlüpft, hinter deren grünem Friesvorhang er unbesorgt sitzen konnte. Er hörte Emmerich kommen, vernahm dann jedes Wort der Unterhaltung und war nun wie besinnungslos hereingestürzt.

Leichenblaß stand er vor ihnen, noch im Paletot, den Hut in der Hand, als wäre er soeben erst von seinem Ausgange zurückgekommen. Und Frau Frobel nahm auch an, daß er hinter ihrem Rücken durch die Wohnungstür gekommen sei.

„Ja wohl, das sind Sie: ein Schuft, ein ganz gemeiner Schuft!" schrie er ohne Mäßigung Emmerich ins Gesicht hinein. „Noch mehr als das: ein Lump sind Sie, ein gemeiner Erpresser. Die Polizei werde ich holen, verhaften werde ich Sie lassen."

Und wie trunken vor Zorn erhob er die Faust, so daß Ernestine mit einem Aufschrei sich zwischen sie warf, denn sie dachte nicht anders, als daß sie sich wie die gewöhnlichsten Leute schlagen könnten.

Schon aber hatte Emmerich seinen Gegner eisern am Handgelenk gefaßt und ließ seine Stimme erdröhnen: „Knabe, was wagst du? Knabe, Knabe!" Und er stieß den jungen Frobel zurück, so daß er taumelte und stellte sich dann mit geballten Fäusten vor ihn hin. Wie ein roter Kampfstier stand er da, den Nacken gekrümmt, brennende Hitze in den Augen. Dann verlor sich die Röte aus seinen Wangen, weil all dieses heiße Blut, das nie stürmischer durch seine Adern gerast war, vor unerhörter Wut plötzlich stockte. Und aufs neue dröhnte es von seinen Lippen: „Knabe du, anmaßender, unvorsichtiger Knabe, der du mir dein Leben verdankst, dein köstliches Leben. Küß mir die Hand dafür, komm her zu deinem Erzeuger."

Da war endlich der Augenblick gekommen, wo sich die Erde um Frau Frobel zu drehen begann, und wo sie die Empfindung hatte, als müßte sich die Decke langsam auf ihr müdes Haupt senken und sie so allmählich zu Staub erdrücken, damit sie auch noch den Tod qualvoller erleide, als dieses Leben der letzten Jahre. Und dazu kam die Vorstellung, als müßte ihr Sohn diesen Tod noch beschleunigen helfen, damit sie ihm so rasch als möglich aus den Augen komme. Es kam aber keine Anklage gegen sie, kein schlimmes Wort zu ihr von seinen Lippen. Durch ihren tränenumschleierten Blick sah sie nur, wie er furchtlos vor Emmerich stehen blieb, mit keiner Wimper zuckte und nur verächtlich die Schultern hob.

Und dann sagte er trocken: „Sie, mein Vater? Nie und nimmer." Und er lachte ihm ins Gesicht hinein. „Das haben Sie ja schon in jener Nacht gefaselt, aber ohne jeden Eindruck auf mich, ganz ohne jeden Eindruck . . . Und wenn Sie es sein sollten, was wäre dann, wie? Sie sind mir fremd, völlig fremd — so fremd, wie der kalte Norden dort oben, den ich noch nie gesehen habe. Nicht ein Blutstropfen von mir regt sich für Sie, nicht eine einzige Fiber zittert . . . Wenn Sie weggehen, sind Sie für mich vergessen, und wenn Sie tot sind, werde ich Sie vielleicht bedauern, aber beweinen — nein. Ein Stein würde eher weinen, als ich."

Und er drehte ihm den Rücken zu und ging zu seiner Mutter, deren heiße Hände er ergriff und küßte. Sie wollte schluchzen — aufschreien in einem überquellenden Gefühl von Liebe und Trauer, aber kein Ton kam ihr aus der Kehle. Einen Traum glaubte sie zu erleben — und doch kam ihr alles ganz natürlich vor, so einfach natürlich, wie sie sich immer eingebildet hatte, es erleben zu müssen, wenn diese Stunde ihr einst schlagen würde.

Und da bekam sie die Kraft wieder, ihn zu bitten, sie mit Emmerich allein zu lassen; aber er sträubte sich dagegen. Jetzt nicht mehr, da er alles gehört habe und wisse, daß es sich um Erpressungen handele. Er sei Zeuge und warte ab, was noch kommen werde.

Da geriet Emmerich wieder in Bewegung. „Knabe, reden Sie nicht solchen Unsinn," ging er plötzlich in einen kalten Ton über. „Nichts Menschliches sei fremd mir und Ihrer Mutter. Was wir mit einander abzumachen haben, geht keinen dritten an. Das möchte ich hier betonen. Ich habe gegeben und ich habe zurückempfangen. Punktum. Bisher habe ich geglaubt, ich hätte zuviel gegeben, nun aber sehe ich ein, daß Sie weder von meinem Geist noch von meinem Witze sind. Einen Künstler wollte ich bilden, und ein trockener Zahlenmensch ist daraus geworden."

Und er lachte aus beengter Kehle und griff zu seiner Garderobe, denn er sah ein, daß mit dieser Szene sein Kunststückchen für immer zu Ende war.

Verkniffen zog er sich den Paletot über. Als er aber Stock und Hut genommen hatte, gab er Ernestine die Hand und sagte nicht ohne Rührung: „Leben Sie wohl, ich denke für immer. Haben Sie Dank für alles. Unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen — in diesem verlogenen Dasein nicht."

Und dann sprach er gewissermaßen zu beiden, stolz und von oben herab: „An Dedo Emmerich werdet ihr noch denken müssen, paßt auf. Denn er geht als der Sieger

sie noch erfüllen sollen. Die Kästen wirken doch nur hindernd.

Senator Strack: Die Zahlkästen wurden noch nicht herausgenommen, weil man nicht wissen kann, ob wir sie noch einmal brauchen. Der Führer, der nicht mehr zur Kaserne fahren wollte, hatte Fahrgäste, er benahm sich ganz ungehorsam. Wenn ein Angestellter bei einer Unehrlichkeit ertappt wird, versuchen wir ihn zuerst dahin zu bringen, seine Schuld einzugestehen, dann kommt er mit einer Strafe davon. Leugnet er, wird der Mann eben dem Gericht übergeben. Die Kaution ist bei Unterschlagung auf alle Fälle verfallen. Gewöhnlich sind die Unterschlagungen höher und erst die letzten zu Unrecht angeeigneten zehn Pfennig führen zur Entdeckung. Das Geld fließt der Unterstützungskasse zu, wie Herr Stelling richtig sagt. Die beanstandeten Störungen hoffen wir bald zu beseitigen.

Schiemann: Das Verkehrsinteresse ist wohl in den Vordergrund zu schieben, doch auch die Straßenverhältnisse müssen in Betracht gezogen werden. Auf keinen Fall darf man die Hüxstraße weiter belasten. Es wäre deshalb angebracht, eine andere Straße zu suchen. Vielleicht könnte man die Linie bei der Hüxtertorbrücke am Kanalufer entlang nach der Johannisstraße und die Mengstraße führen. Das Zentrum der Stadt würde so schneller erreicht, ebenso der Bahnhof.

Senator Strack glaubt, daß die Gleisanlagen durch die vom Vorredner bezeichnete Strecke zu teuer würde. Die Belastung der Pfaffenstraße darf allerdings nicht größer werden.

Lippert sieht in der Vorlage nichts Vollkommenes, trotzdem habe sie in Marli und im Hüxtertor Befriedigung ausgelöst; sie verbaue auch den eventuellen weiteren Plan nicht. Redner ersucht um Annahme der Vorlage und bringt verschiedene Wünsche vor. Vor allem müsse bei der Hövelnstraße eine Wartehalle gebaut und der direkt zur Bahn fahrende Wagen besonders gekennzeichnet werden. Ferner gibt der Redner Herrn Stelling darin Recht, daß der Strom öfters aussetze. Auch ein häufiger Wechsel bei den Führern sei nicht angebracht.

Senator Strack: Die Verkehrshindernisse kommen meistens an der Untertrave vor, doch wird dem vorgebeugt werden.

Thiele bemängelt gleichfalls das Unzureichende bei der Pfaffenstraße. Die Fuhrwerke sollten sich in der Pfaffenstraße nicht kreuzen dürfen.

Senator Strack gibt hierauf eine Antwort, die am Pressetisch nicht verständlich ist.

Pastor Evers wünscht zwischen dem Gehölz und dem Bürgerhof einen neuen Fußweg angelegt, der jetzige Zustand, der die Fußgänger über die Straßenbahngleise und den Radfahrweg zwingt, sei unhaltbar. Wenn doch die Bahn nach Israelsdorf zweigleisig gebaut werde, könne man auch den Fußweg bauen.

Dr. Wittern glaubt, daß es sich bei den Unterschlagungen der Schaffner um eine Kinderkrankheit handle, die man am leichtesten durch eine Radikalkur beseitige. Nachgiebigkeit sei nicht am Platze. Redner führt einen Fall an, wo ein junger angekleideter Mann zehn Pfennig mit dem Bemerken gezahlt habe, ein Billett brauche er nicht. Solche Burschen gehörten dem Gericht überwiesen, die die Schaffner zur Unredlichkeiten verleiteten.

Stelling: Der zweigleisige Ausbau von der Hövelnstraße zur Endstation ist überflüssig. Ein paar Schritte weiter führen schon zum Doppelgleise in die Wagenhalle und zur Kaserne, von der ein starker Verkehr nicht ausgeht. Will man ein zweites Geleise haben, muß dies von der Moltkebrücke bis zur Kaserne gelegt werden. In bezug auf die Schaffner glaubt Herr Dr. Wittern, daß Konsequenz und Strenge das einzige Mittel zur Unterbindung der Verfehlungen sei. Ich gebe ihm darin recht, wenn er die Verführer gehörig gefaßt wissen will. Es liegt gar nicht immer böse Absicht vor, aber es gibt unter diesen Leuten Elemente, die darauf ausgehen die Schaffner hereinzulegen. Es ist gesagt worden, die Schaffner müßten unter allen Umständen mit Gefängnis bestraft werden, wenn sie die Verfehlung nicht eingestehen. Bei den summarisch Abgeurteilten hat aber vorher ein Geständnis vorgelegen. Freilich kann ich nicht einsehen, daß man ihnen auch noch die Kaution vorenthält, die Strafe war doch in der Entlassung und in den fünf Tagen Gefängnis hart genug, da braucht man nicht noch die Kaution einzubehalten. Ein solches Vorgehen ist nicht zu verantworten. Fassen Sie die Sache nicht verkehrt auf, ich verteidige die Leute, die Unterschlagungen begangen haben, nicht. Doch muß man auch nach den Ursachen fragen. Ich behaupte, wenn eine angemessene Bezahlung gegeben wird (Zuruf bei den Sozialdemokraten: Sehr richtig!), daß dann recht vielen Unterschlagungen vorgebeugt wird. Ist das eine angemessene Bezahlung, wenn im ersten Jahr 3,40, im zweiten 3,50 Mk. bezahlt werden? Vergessen Sie ferner nicht, daß die dienstfreien Tage nicht bezahlt werden, trotzdem hier mehrfach der Wunsch dahin ausgesprochen wurde. Die Straßenbahner verdienen kaum 1000 Mk. und diese sind doch selbst nach Ansicht des Senats nicht ausreichend. Eine Prüfung dieser Angelegenheit ist dringend notwendig. Die Bezahlung der freien Tage ist so selbstverständlich, daß man sich wundert, warum es noch nicht geschehen ist. Wenn ein Führer sich gegen die heilige Ordnung vergangen hat, braucht man ihn nicht gleich auf die Straße zu setzen und einen vollen Monatslohn zum Fenster hinauszuwerfen. Man kündigt ihn, und damit ist die Sache erledigt. Mit dem Geld der Steuerzahler braucht nicht so gewirtschaftet zu werden. Ordnung und Kadavergehorsam ist doch zweierlei. Der Redner kommt auf einen speziellen Fall zu sprechen, bei dem der Mann richtig gehandelt habe. Er hatte das Recht, in die Halle einzufahren, der Kontrolleur habe zu den Fahrgästen gesagt, sie sollten in den andern Wagen einsteigen, der zur Kaserne fahre. Weiter wünscht er die Frage geprüft, ob es zutreffe, daß Führer, Arbeiter und Streckenarbeiter während ihrer Dienstzeit auf Kosten des Staates mit Privatarbeiten beschäftigt würden. In der Roeckstraße und in Marli soll dies der Fall sein. Vielleicht ist der Senat so freundlich und untersucht die Geschichte. Wenn Ordnung sein soll, der Senat weiß wohl, was ich meine, muß auch hier Ordnung herrschen. Nun zu den Zahlkästen. Es ist noch nicht lange her, als der Senat erklärte, die Straßenbahner seien sehr zufrieden und jetzt hören wir schon, man könne die Zahlkästen nicht abschaffen, weil man auf alles gefaßt sein müsse. (Zuruf: Sehr richtig!) Das ist doch ein Beweis, daß man nicht ganz sicher ist. Geben Sie den Leuten das Recht, das man andern auch gewährt: das Koalitionsrecht. (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.) Zwingen Sie die Leute nicht, einen Vertrag zu unterzeichnen, der ihnen dieses Recht entzieht. Dann stellt man die Leute zufrieden, braucht keine Zahlkästen und keine Furcht vor Arbeitseinstellung zu haben. Enthalten Sie den Leuten das Koalitionsrecht nicht länger mehr vor. (Lebh. Bravo! bei den Soz.)

Senator Strack: Wir haben das allgemeine Verkehrsinteresse zu wahren und müssen für alles gerüstet sein. Die Löhne sind um 20 000 Mark in den letzten zwei Jahren erhöht. Die Arbeitszeit wurde wesentlich reduziert, ohne Lohneinbuße.

Schiemann bringt nochmals seine Verkehrsbedenken in der Hüxstraße vor. Wenn man statt dem 8-Minuten-Verkehr einen solchen von 5 Minuten einführe, werde eine weitere Belastung eintreten. Die heutige Technik kenne keine Schwierigkeit, um jedes Hindernis zu beseitigen. Zur Gehaltsfrage erklärt der Redner, daß ein Lohn von 3,40 Mark ein schreiendes Mißverhältnis bilde. (Sehr richtig! bei den Soz.) Auf Trinkgelder dürften Staatsangestellte nicht gestellt werden, ein solches Verhältnis verleite gerade zum Betrug. Die Herren der Linken sollten es aber doch in der Bürgerschaft unterlassen, aufreizend zu wirken.

Senator Strack: Der Einstellungslohn werde ja sehr bald erhöht, auch eine jährliche Unterstützung erhielten die Angestellten. Freilich gebe es keine technische Schwierigkeiten, wie Herr Schiemann behaupte, es frage sich aber doch auch, was die Beseitigung der Hindernisse koste.

Wortführer Dimpker macht darauf aufmerksam, daß wir heute die letzte Sitzung hätten, und die Tagesordnung leider nur langsam erledigt werde.

Schulz ersucht um Annahme der Vorlage.

Aug. Pape wünscht bei der Finkenstraßenabzweigung eine Haltestelle errichtet und Freikarten für Krankenschwestern.

Stelling: Herrn Senator Strack gegenüber will ich bemerken, daß er die Anstellungsverträge der Straßenbahner anscheinend gar nicht kennt. Herrn Schiemanns Behauptungen treffen zu. Am 11. April 1911 ist ein Vertrag abgeschlossen, nach dem im ersten Dienstjahre 3,30, im zweiten 3,40, im dritten 3,50 und im vierten 3,60 Mk. bezahlt werden; da könne man doch von einer Erhöhung in kurzen Zwischenräumen nicht reden. Jetzt soll eine tägliche Aufbesserung um 10 Pfg. eingetreten sein. Herr Schiemann hat völlig recht, daß in der Bürgerschaft zum Ausdruck gebracht werden muß, was es mit der Sache auf sich hat. Will man vermeiden, daß nicht alles hier zur Sprache kommt und wir nicht „aufreizend" wirken sollen nach Ihrer Ansicht, dann nehmen Sie uns die Möglichkeit nicht, an den Quellen zu wirken. Hätten Sie uns in die Straßenbahnkommission gewählt, wäre es dort zur Sprache gekommen. Macht man uns aber mundtot, werden wir es hier vorbringen. Wir können die Sache einrichten wie wir wollen, so haben Sie etwas dagegen. Im Bürgerausschuß würde man vielleicht sagen, die Kommission verhandle darüber. Senden Sie uns in die Kommissionen, wir werden dort schon wirken. Über den Wortführer habe ich mich gewundert, daß er eine solch endlose Tagesordnung vorlegt. Auf die Bürgerschaft wird wenig Rücksicht genommen. So wichtige Sachen wie das Armenwesen wird die Bürgerschaft heute nicht auch noch erledigen.

Schiemann: Es wäre doch Sache der Behörde gewesen, die Kostenfrage über die Beseitigung der Verkehrshindernisse zu untersuchen. Wichtig ist ferner, daß die Bürgerschaft die Lohnfrage der Straßenbahner behandelt. Gegen die ungerechte Behandlung eines Bürgerschaftsmitgliedes erhebe ich Protest; nur aus voller Überzeugung lasse ich mich leiten. (Sehr richtig!)

Senator Fehling nimmt Senator Strack in Schutz, der nur behauptet habe, daß er es für gefährlich halte, wenn ein Bürgerschaftsmitglied mit dem Urteil über die Lohnfrage so schnell fertig sei, wie Herr Schiemann.

Der Senatsantrag wird hierauf genehmigt.

Der nächste Senatsantrag lautet: Versetzung der Stelle des Direktors der Ernestinenschule nach Klasse C XII des Beamtenbesoldungsetats.

Senator Kulenkamp erklärt, daß der Senat im Interesse unseres Schulwesens an der Vorlage festhalten müsse und geht auf den Kommissionsbericht ein. Dieser Bericht habe die Tatsache nicht hervorgehoben, daß die Stellung der Direktoren der beiden hiesigen Knabenvollanstalten eine solche sei, die in ganz Deutschland nicht ihresgleichen finde: die Direktoren unterständen nicht dem Schulrat. Eine Änderung sei vorderhand von der Oberschulbehörde nicht beabsichtigt, weil hier besondere Verhältnisse vorlägen. Unzuträglichkeiten würden aber dadurch hier nicht entstehen. Die Gehaltsfrage sei darauf zugeschnitten, einen Kreis erfahrener Männer zu erhalten, denn in unserem kleinen Staatswesen seien wir unbedingt auf solche angewiesen. Zudem eigne sich nicht jeder für eine Mädchenschule. Redner nimmt ferner die hiesigen Oberlehrer gegen die Angriffe in Schutz, die gegen sie vor einiger Zeit gerichtet worden seien. Gerade durch das entsprechende Gehalt könnten die besten Kräfte ausgesucht werden. Preußen bezahle im Durchschnitt pro Jahr 600 Mark mehr. Zu bedauern sei der Schlußsatz im Kommissionsbericht.

Schiemann hätte gern gesehen, wenn die Kommission geprüft hätte, ob die andern Staaten die Lehrkräfte auch anerkennen, wenn das Gehalt mit Preußen nicht übereinstimme. Auch der Senat habe sich nicht hierüber klar ausgedrückt. Und doch sei dieses der Kardinalpunkt. Die Behörden könnten doch nicht immer nachprüfen, ob die Schule das Nötige leiste. Für gleiche Leistungen müsse selbstredend der gleiche Lohn bezahlt und im Interesse der Schule die Vorlage angenommen werden.

Aug. Pape: Die bestimmenden Gründe der Kommission für die Ablehnung der Vorlage waren, daß der Direktor entgegen denjenigen der beiden anderen Anstalten dem Schulrat unterstellt ist. Wir hätten keine Ursache unter den jetzigen Umständen ein höheres Gehalt zu bewilligen, zudem in Preußen niedrigere Gehälter bezahlt werden. Dem Schulrat müßte einmal recht dick gesagt werden, daß er mit seinem Vorgehen kein Glück bei uns hat.

Lippert zieht Berliner und provinzielle Gehaltszahlen an und wünscht vom Senat nähere Auskunft.

Schulmerich zweifelt nicht daran, daß das Endergebnis sein müsse die Gleichstellung des Direktors der Ernestinenschule mit dem des Katharineums und Johanneums. Doch sei diese Gleichstellung im Moment nicht unbedingt notwendig. Der Senator habe ja noch keine bestimmte Antwort geben können, ob das Seminar bei der Ernestinenschule bleibe oder diese nur eine höhere Studienanstalt werden solle. Zudem könne Lübeck doch nicht für alle Zeit auf ein Lehrerinnenseminar für Volksschullehrerinnen verzichten und für die Zukunft könnte eine Verbindung nicht ausgeschlossen sein. Die Frequenz zum jetzigen Seminar sei auf die Hälfte beschränkt, aus dem einfachen Grunde, weil die Befugnisse der Lehrerinnen, die aus der Ernestinenschule hervorgingen, eingeschränkt seien. Sie dürften ja nur noch an Mittelschulen und in den unteren und Mittelklassen der höheren Schulen unterrichten. Sollte sich ein hiesiger Oberlehrer finden, könnte man noch einige Jahre warten und sehen, was aus der Lehranstalt werden wird, dann würde sich schon ein Ausweg finden. Redner geht auf den Artikel in den Lübeckischen Blättern ein und weist darauf hin, daß wir absolut Preußen keine Wohltat erweisen würden oder Preußen etwa uns, wenn wir seinen Wünschen gerecht werden.

Senator Kulenkamp bedauert die Art und Weise, wie sich Herr Aug. Pape gegenüber einem Senatskommissar ausgelassen habe. Einem verdienten Beamten sollte man auf solche Weise nicht entgegentreten. Er könne sich nicht denken, daß in der Kommission angeführt worden sei, Preußen bezahle die angeführten Gehälter nicht; es verlange aber, daß die Städte diese Mindestgehälter bezahle. Was aus der Ernestinenschule werden solle, könne der Schulrat erst mit dem zukünftigen Direktor besprechen, sie hänge mit der Gehaltsfrage nicht zusammen. Wenn wir warten wollen, bis alle Fragen des höheren Mädchenschulwesens geregelt sind, können wir mit dem Direktor noch lange warten.

Dr. Wittern: Es handelt sich hierbei nicht um eine Versetzung in eine andere Gehaltsklasse, sondern um das Schicksal der Schule; ich habe deshalb meine Stellungnahme geändert. Freilich bin ich der Überzeugung, daß die Stelle möglichst mit einem Lübecker Oberlehrer besetzt werden möchte, tüchtige Kräfte werden sich doch nur dann melden, wenn ein höheres Gehalt bezahlt wird. Der geeignetste Zeitpunkt zur Änderung ist heute gegeben, wenn doch einmal ein Wechsel eintreten soll. Unsere Gehälter sind im allgemeinen höher bemessen als in Preußen, deshalb darf gerade bei dieser Vorlage keine Minderbezahlung festgesetzt werden. Im Interesse der Schule muß die Vorlage angenommen werden.

August Pape fragt, warum man sich nicht eher darum bemüht habe, die Stelle auszuschreiben. Der Schulrat habe die Oberlehrer geradezu gewarnt, sich um die Stelle mit Unterbietung zu bewerben. Das sei ungehörig. Dieser Herr könnte sich auch heute mehr um die Ernestinenschule bekümmern. Jetzt soll sogar schon den Kindern das Frühstückeinnehmen verboten sein. Ein höheres Gehalt sollte heute nicht festgestellt werden, weil man gar nicht wisse, was aus der Schule werde. Erst habe man die Stellung des Direktors hervorgehoben, jetzt trete die Gehaltsfrage in den Vordergrund. Wenn man mit dem Sparen komme, sollte mans da durchführen, wo es am Platze sei.

Senator Kulenkamp weist die scharfen Angriffe Aug. Papes wiederholt energisch zurück, der Schulrat habe stets seine volle Schuldigkeit getan.

Lippert läßt sich nochmals über die Gehaltsfragen in Preußen aus und erhält von

Senator Kulenkamp entsprechende Auskunft.

Dr. Wittern bittet, die jetzige Methode in der Ernestinenschule, bei der die Kinder zu Beamtinnen und Denunziantinnen erzogen würden, aufzuheben. Dadurch erziehe man die Kinder nicht, wenn für ein Vergehen die Strafe folge, daß die Kameradinnen am andern Tage mit dem Kind nicht mehr sprechen. Redner empfiehlt die Einführung von Elternabenden. Herrn Papes Äußerungen über den verdienten Schulrat seien von Senator Kulenkamp mit Recht zurückgewiesen, denn an dem jetzigen Schulrat hätten wir eine bedeutende Persönlichkeit, die wir uns erhalten müßten.

Senator Kulenkamp: Die Beschwerde eines Privatmannes hätte nicht an eine Zeitung, sondern an die Oberschulbehörde weitergegeben werden sollen. Der von Dr. Wittern hervorgezogene Klassenbann bedauere auch er, doch dürfe man die versuchte Selbstverwaltung der Schulkinder nicht damit verquicken. Das Verantwortungs- und Ehrgefühl soll dadurch gestärkt werden. Ein halbjähriger Versuch durch eine erfahrene Oberlehrererin sei gut verlaufen. Eine andere Lehrererin habe Mißerfolg gehabt, dafür sei ihr, die im besten Glauben gehandelt habe, ebensowenig ein Vorwurf zu machen wie der Oberschulbehörde.

Hauptlehrer Reimpell stellt einige vom Senatstische gegebene Zahlen richtig und glaubt nicht, daß die Gleichstellung des Direktors von untergeordneter Bedeutung sei. Eine Vollanstalt, wie die Ernestinenschule, müsse allerdings mit denen der höheren Knabenschulen gleichgestellt werden. Schließlich müßte man doch einmal alle höheren Lehranstalten unter eine Leitung bringen. Prinzipiell ist Redner für die Sache, kann aber heute nicht anders als die Vorlage ablehnen.

Dr. Müller bedauert, daß die vorgekommenen Sachen in der Ernestinenschule so breitgetreten worden seien. Die Versuche seien in Deutschland vielfach gemacht, doch müsse man darin äußerst vorsichtig sein. Ein Unterschied zwischen Preußen und Lübeck bestehe darin, daß hier Wohnungsgeld bezahlt werde und dort Mietsentschädigung. Im übrigen sollten wir uns nicht so gerieren, als ob wir zugeben wollten, ein auswärtiger Bundesstaat hätte in unsere Angelegenheiten hineinzureden. Redner dankt dem Senat für die den Oberlehrern gezollte Anerkennung, aber man dürfe keinesfalls immer durchblicken lassen, ein hiesiger komme nicht in Frage. Es sei doch nicht erwiesen, daß ein Auswärtiger besser sei. Zudem seien doch auch Philologen aus Lübeck nach auswärts berufen worden, das für ihre Tüchtigkeit zeuge.

Senator Kulenkamp bestreitet, ausgesprochen zu haben, daß Lübecker Oberlehrer nicht in Betracht kämen. Für Selbstverwaltung der Kinder in der Schule sei er auch nur bedingt zu haben.

Schorer dankt der Oberschulbehörde für die Auskunft und bittet die besprochenen Versuche in der Ernestinenschule nicht fortzusetzen.

Mantau ist gegen die Vorlage. Komme einmal ein neuer Schulrat, dessen Gehalt höher sei, dann müsse auch

---

als der Unbezwungene, als der lachende Philosoph, als der Vielgeliebte. Verkauft euer Messing nach wie vor, ramscht noch mehr zusammen — ich werde lachen, lachen, lachen!"

Und er lachte los und ging erhaben hinweg.

Ernestine begleitete ihn durch das Kontor, denn sie mußte ihn dort herauslassen. An der Tür fand sie doch Gelegenheit, das Päckchen mit Banknoten aus ihrer Kleidertasche hervorzuholen und es ihm zuzureichen. Einen Augenblick zauderte er, dann aber nahm er es ohne weiteres und sagte kurz: „Danke."

Sie sah ihm nach, wie er, ohne sich umzublicken, die Treppe hinunterging, wie jemand, der sein Glück in der Tasche hat und nicht im Herzen. Ein Vater, der seinen Sohn gesucht, aber nicht gefunden hatte! Und das war die schlimmste Tragik seines alten Zigeunerlebens. Ja, sie fühlte es als die einzige Zuschauerin in diesem letzten Lebensspiel . . .

Mochte er ziehen, wohin er wollte: das beste von ihm behielt sie doch zurück.

Als sie mit Günther wieder in ihrem Zimmer war, tat er so, als hätte bei diesem ganzen Vorfall nichts Besonderes seine junge Seele berührt. Und sie fühlten es, daß es besser wäre, diese Dinge tief in sich zu verschließen und sie nie mehr zu erwähnen. Weshalb auch nicht? Man konnte einen Menschen nicht plötzlich auf den Kopf stellen und ihm einreden, er gehe auf seinen Füßen. Ein Vater war kein loser Begriff, kein plötzliches Geschenk, frisch hervorgezogen aus dem Backofen, sondern er war etwas langsam Gewordenes, etwas Miterlebtes, das vom Kinde unzertrennbar war wie die Luft seiner Umwelt, die ihm zum Lebensbedürfnis wurde. Die Stimme der Gewohnheit war stärker als die Stimme der Natur.

„Willst du jetzt noch fortgehen?" fragte Frau Frobel. „Wir könnten eigentlich die drei abholen und mit ihnen irgendwo zusammen essen. Gertrud würde sich am meisten freuen."

Sie betonte das letztere nicht umsonst, denn niemals hatte sie mehr Hoffnungen gehabt, als gerade jetzt.

Günther schüttelte mit dem Kopf. „Heute möchte ich einmal an Papa schreiben, ich bin ihm schon längst einen Brief schuldig." Unverkennbare Wärme sprach aus seinen Worten.

Und Frau Frobel freute sich darüber und sagte nichts mehr. Sie wandte sich aber ab und dachte an das grausame Schicksal, das für den anderen alles in ihm getötet hatte. . . .

dasjenige des Direktors höher gestellt werden. Redner läßt sich über den Klassenbann aus, den er durchaus verwirft. In einer Zeit der Schülerselbstmorde müßte im sittlichen Interesse dem entgegengewirkt werden. Tüchtige Lehrkräfte kämen ohne das Spionagesystem aus, wie es bei 10jährigen Mädchen eingeführt worden sei. Der Schulrat habe zu einer Zeit die Lehrplankommission der Volksschule aufgelöst, wo die Arbeiten bereits beendet gewesen seien. Und doch müsse der Lehrplan dringend geändert werden.

Senator Kulenkamp betont, daß der Schulrat von der Notwendigkeit einer Lehrplanumgestaltung überzeugt gewesen sei, aber diese Umgestaltung konnte nur mit der Einsetzung eines Schulinspektors gemacht werden. Wenn dieser bewilligt wird, wird auch Herr Schulrat Wychgram seine eigene Initiative wieder ergreifen.

Schneider macht zu dem Wohnungsgeld und der Mietsentschädigung einige Bemerkungen und

Dr. Gilbert einige über den Klassenbann. Das Lehrerkollegium verurteile die Mißgriffe.

Dr. Wittern gibt seiner Befriedigung über die Beseitigung der Mißgriffe Ausdruck. Herr Schorer habe ihm große Hoffnungen gemacht, sodaß seine Kinder nicht allein stünden, wenn keine Änderung eintreten sollte.

Pastor Evers will die Vorlage heute erledigt wissen. Die Oberschulbehörde könne eine viel bessere Auswahl treffen, wenn sich durch das höhere Gehalt eine größere Anzahl Bewerber finde.

Hauptlehrer Reimpell bedauert, daß durch den Senat ausgesprochen worden sei, ein neuer Lehrplan ohne einen Schulinspektor sei nicht durchzuführen. Der Lehrplan müsse mit oder ohne diesen umgeändert werden.

Mantau: Was der Schulrat in seiner Eigenschaft als solcher tut, macht er im Interesse Lübecks. Deshalb braucht die Quitrung für die Bürgerschaft nicht so ungünstig auszufallen. Dies zeugt von einem gewissen Eigensinn.

Senator Kulenkamp nimmt den Schulrat in Schutz.

Aug. Pape weist wiederholt auf die Gehaltsfrage hin und den Hauptgrund, der die Kommission zur Ablehnung der Vorlage führte. Der Herr Schulrat habe seinerzeit eine Rede gehalten, aus der man entnehmen konnte, daß zuerst ein Auswärtiger herangezogen werden sollte. Gründe für ein höheres Gehalt seien nicht vorgebracht, deshalb müsse die Vorlage abgelehnt werden.

Senator Kulenkamp und Pastor Evers wenden sich gegen die Ausführungen des Vorredners.

Der Senatsantrag wird hierauf abgelehnt.

Debattelos angenommen werden die folgenden Anträge: Errichtung einer neuen Oberlehrer- und einer zweiten Zeichenlehrerstelle an der Realschule zum Dom zu Ostern 1912. Herstellung einer Zuwegung zu dem an die Gewerkschaft Martashall verkauften Fabrikplatz in Siems. Verkauf von Industriearealen am Elbe-Trave-Kanal außerhalb Lübecks.

Eine kurze Debatte entspinnt sich beim folgenden Senatsantrag: Änderungen im Rechnungs- und Kassenwesen der Verwaltungsbehörde für städtische Gemeindeanstalten.

Buchwald wünscht eine Vereinfachung der Behörden, doch sei es hier verkehrt gehandelt, wenn die Behörde für das Feuerlöschwesen aufgehoben und dieses dem Polizeiamt unterstellt würde. Dadurch würden die bürgerlichen Deputierten ausgeschaltet.

Kahns widerspricht dem Vorredner. Der Bürgerausschuß habe die Vorlage einstimmig angenommen.

Jenne stellt die Frage, ob nicht auch beim Polizeiamt bürgerliche Deputierte mitwirken könnten. Schaden könne es nicht, wenn der Senat die Sache prüfe.

Senator Fehling: Der Gegenstand wird zurzeit vom Senate bearbeitet.

Der Antrag wird hierauf genehmigt.

Mit einer unwesentlichen Änderung wird der folgende Antrag angenommen: Gewährung einer Altersunterstützung an den Schiffsführer Heinrich Sommer.

Ferner gelangen ohne Diskussion zur Annahme: Ausgleichung der Baurechnung für das Rechnungsjahr 1910, Bereitstellung von 6600 Mark zur Tilgung der Straßenbaukosten für die Moislinger Allee für das Rechnungsjahr 1911, Gewährung einer Altersunterstützung an den Bureaudiener Karl Joachim Ketelhohn.

Eine Ausstellung beim Antrag betr. die Herstellung von drei Rampen auf der Südostseite der St.-Lorenz-Brücke bringt

Hahn: Die 12 000 Mark müßten wir leider bewilligen, trotzdem die Bahn eigentlich herangezogen werden müßte. Vielleicht gebe die Bahn etwas heraus, wie man nach dem Vertrage schließen könnte.

Senator Stooss: Daß die Bahn die Kosten bezahlen soll, ist keinesfalls klar.

Der Antrag wird angenommen.

Beim Antrag betr. die Abbaggerung der Bastion Rehbock und Regulierung des Stadtgrabens bei der Puppenbrücke bringt

Aug. Pape verschiedene Wünsche vor. Die Bevölkerung warte schon längst auf eine Vorlage, die die Ermäßigung für elektrischen Strompreis und Gaspreis bringe.

Senator Fehling erklärt, daß ein Gutachten dem Finanzdepartement nach den Änderungen des Bürgerausschusses zugegangen sei.

Der Antrag wird angenommen.

Die weiteren Punkte werden von der Tagesordnung abgesetzt.

Schluß 10 Uhr 5 Minuten.

Gewerkschaftsbewegung.

Die Lohnbewegung in den Berliner Getreide-Speichereien hat, ohne daß es zur Arbeitsniederlegung gekommen ist, den beteiligten Arbeitern einen zufriedenstellenden Erfolg gebracht. Der Verein der Speichereibesitzer hat ein Tarifabkommen mit dem Transportarbeiterverband getroffen, nach dem die Löhne wie folgt geregelt werden: Die Kolonnenführer und Wäger erhalten 36 Mk. Wochenlohn, die Arbeiter erhalten einen Mindestlohn von 55 Pfg. pro Stunde. Die Arbeiter, die jetzt bereits 55 Pfg. Stundenlohn beziehen, erhalten 60 Pfg. pro Stunde. Die Arbeitszeit beträgt 10 Stunden. Überstunden werden die ersten drei mit 10 Pfg und die nachfolgenden mit 20 Pfg. Aufschlag bezahlt. Sonntagsarbeit wird mit einer Mark pro Stunde vergütet. An den Tagen vor den hohen Feiertagen wird die Arbeit unter voller Lohnzahlung zwei Stunden früher beendet. Am ersten Mai ruht die Arbeit. Sommerurlaub wird gewährt nach zweijähriger Tätigkeit drei Tage, nach fünfjähriger eine Woche unter Fortzahlung des Lohnes. Außerdem enthält der Tarif noch verschiedene Bestimmungen in bezug auf das Arbeitsverhältnis. — Die Arbeiter erzielen durch diese Vereinbarung eine Lohnerhöhung von 3 Mk. pro Woche.

Die Lohnbewegung der Gasarbeiter in Cöthen beendet. Wenn auch nicht mit vollem Erfolge, so doch mit annehmbaren Zugeständnissen seitens der Direktion der Allgemeinen Gas-Aktien-Gesellschaft fand die Bewegung der Gasarbeiter in Cöthen ihren Abschluß. Stehen die Arbeiter im Lohn gegenüber ihren Kollegen in den Städten in gleicher oder ähnlicher Größe wie Cöthen noch zurück, so wurde doch eine Aufbesserung der Löhne für die ersten und zweiten Feuerleute von 34 auf 40, für die dritten Feuerleute von 31 auf 35, für die Kohlenfahrer von 30 auf 32 und 33, für die Hofarbeiter von 30 und 31 auf 32 und 33, für Rohrleger von 33 auf 40, für Installateure von 36 auf 40 bis 50, für Kesselwärter von 31 auf 35 und für Einkassierer von 32 auf 36 Pfg. pro Stunde erzielt. Die Einstellung eines gemaßregelten Arbeiters wurde ebenfalls erreicht. Da weitere Vorteile vorderhand nicht zu erreichen waren, so gaben sich die Beteiligten mit den gemachten Zugeständnissen zufrieden. Das Errungene ist wieder ein Beweis dafür, daß die Einheitsorganisation am besten in der Lage ist, nennenswerte Verbesserungen zu erzielen.

Lohnbewegung in der Steinindustrie. Der Schotterwerksbesitzer Halbach in Kamenz (Sachsen) will ab 19. November etwa 250 Arbeitern netto 10 Proz. vom Lohne kürzen. Die Arbeiter sind über eine solche Maßnahme aufs äußerste empört. Herr Halbach macht gerne in Sozialpolitik, wie er es aber mit seinem Gewissen vereinbaren kann, eine solch gewaltige Lohnkürzung vorzunehmen, ist den Arbeitern nicht so ohne weiteres einleuchtend. Die Schottersteinschläger haben Kamenz zu meiden. — Die Tarifverhandlung im Demitzer Granitgebiet (Lausitz) sind gescheitert. Die Unternehmer wollten durch Einschaltung des § 14 der allgemeinen Bestimmungen eine Lohnverkürzung in der Höhe von 3—4 Prozent vornehmen. Auch die Schmiedeschärfe, die von den Unternehmern teilweise gewährt wurde, wollen sie jetzt den Arbeitern völlig aufhalsen. Eine Massenversammlung der Arbeiter lehnte die Zumutung der Arbeitgeber unter großer Entrüstung ab. Die Firma Kunath hat allein etwa 800 Arbeiter beschäftigt, sie möchte somit durch den Tarifabschluß noch ein famoses Geschäft machen. Vor drei Monaten, als der sächsische König nach Demitz kam, stiftete die Firma 20 000 Mk. für einen Notfonds der Arbeiter. Die Firma macht auch sehr gerne in Sozialpolitik, wie diese aber beschaffen ist, das zeigen die von ihr geplanten Lohnverschlechterungen.

In der Spitzenweberei „Valencienne" in Dresden haben Donnerstag die Arbeiter die Arbeit niedergelegt. Es handelt sich um 40 Mann. Zuzug ist fernzuhalten.

Der Streik in der Schuhfabrik von Wollmer in Oschatz dauert unverändert fort. Die Firma sucht unter großen Versprechungen Arbeitswillige. Da sehr häufig Arbeiter zureisen unter der Angabe, nicht zu wissen, daß dort gestreikt wird, so wird ersucht, erneut auf diese Bewegung hinzuweisen. Zuzug ist nach wie vor streng fernzuhalten.

Kommunales.

Kommunalwahlsiege. Nach dreitägigem heißem Wahlkampf, in welchem die vereinigten Gegner unter Anwendung des schärfsten Terrors die verzweifeltsten Anstrengungen machten, siegten in Hanau a. M. die sozialdemokratischen Stadtverordnetenkandidaten Beyer, Daßbach, Diesmann und Henzen mit 34 Stimmen Mehrheit, ebenso im eingemeindeten Stadtteil Kesselstadt unser Genosse Stephan mit 59 Stimmen Majorität. — In Eving, einem Vorort von Dortmund, siegten unsere Genossen über die vereinigten Gegner, Zechenpartei, Zentrum und Polen. Wir erhielten 644 Stimmen, die Gegner 411. Zur Wahl standen zwei Mandate, von denen uns eins schon gehörte, das zweite neu erobert wurde. Ebenfalls siegten unsere Genossen in Hostedde mit großer Mehrheit über Zentrum und Liberale. Einen weiteren Wahlsieg erfochten unsere Genossen in Dellwig-Holte. — In Massen siegte die Sozialdemokratie mit 229 Stimmen über die Zechenpartei, die 147 Stimmen erhielt. — Bei den Stadtverordnetenwahlen in Eisenach wurden 14 bürgerliche und 1 sozialdemokratischer Kandidat gewählt. — Am Sonntag fanden in Königsberg Stadtverordnetenwahlen statt. Es wurden zehn Sozialdemokraten mit sehr großen Majoritäten gewählt. Die Liberalen hatten starken Stimmen- und Mandatsverlust. Vielleicht wird man nun im Königsberger Stadtverordnetenkollegium etwas kleinlauter gegen die Sozialdemokratie; noch jüngst, als das Wohnungselend durch die Sozialdemokratie schonungslos aufgedeckt wurde, glaubte man sie mit Reden totschlagen zu können. Hoffentlich bedeutet dieser Sieg die Wiedergewinnung des bei den Hottentottenwahlen uns entrissenen Reichstagsmandats.

In Nürnberg wurden 10 Sozialdemokraten, 7 Liberale, 1 Mittelständler, 1 Demokrat gewählt; ein Mandat noch unbestimmt.

Aus Nah und Fern.

Zwei Schwestern werden für Brüder erklärt. Daß Ben Akiba mit seinem berühmten Ausspruch, wie schon so oft, völlig im Unrecht ist, beweist eine kaum glaubliche Affäre, welche soeben das Amtsgericht Berlin beschäftigt hat. Auf einen an den Regierungspräsidenten gelangten Antrag hin erfolgte auf Anordnung des Amtsgerichts die gleichzeitige Geschlechtsumwandlung zweier Geschwister, ein Fall, welcher in der an Merkwürdigkeiten ohnehin so reichen Geschichte sexueller Zwischenstufen vereinzelt dastehen dürfte. Es wurde in dem standesamtlichen Geburtsregister vermerkt, daß die 16jährige Luise T. von jetzt ab Ludwig T., die 15jährige Gertrud T. von jetzt ab Gerhard T. heißt. Beide Geschwister fühlten seit längerer Zeit, daß die weibliche Kleidung und Erziehung, die ihnen bisher zuteil geworden war, ihrem wahren Wesen nicht entsprechend sei. Namentlich, als vor einigen Jahren Stimmwechsel bei ihnen eintrat und Lehrer und Mitschülerinnen sie wegen ihres tiefen Organs verspotteten, fühlten sie sich in der Mädchenschule so unglücklich, daß ihnen jede Freude am Leben vergällt und jedes unbefangene Auftreten in der Öffentlichkeit unmöglich wurde. Sie fühlten sich auch nur zu männlichen Berufen hingezogen; die ältere wollte Kaufmann, die jüngere Seemann werden. Schließlich war die Inkongruenz zwischen Sein und Schein, zwischen ihrem wirklichen und ihrem anerzogenen Geschlecht so groß, daß die jungen Leute zu Selbstmordgedanken kamen. Erst durch einen Zufall kamen die Eltern der beiden Pseudo-Mädchen auf den Gedanken, sich endlich durch ein Gutachten eines Spezialarztes Klarheit zu verschaffen. Von den Ärzten Dr. Magnus Hirschfeld und Dr. Iwan Bloch wurde auch begutachtet, daß es sich tatsächlich um einen Fall der irrtümlichen Geschlechtsbestimmung handle. Die Eltern ließen daraufhin durch den Rechtsanwalt Dr. Fontheim den Antrag stellen, die Umwandlung der Namen in dem Geburtsregister vornehmen zu dürfen, dem nunmehr stattgegeben worden ist. Die beiden nunmehr zum „starken Geschlecht" zählenden „Mädchen" haben sofort durch Haarschnitt und Umkleidung auch ihren äußeren Menschen umgewandelt.

Vater und Kind getötet. Auf der Bahnstation Erfenschlag, Bezirk Chemnitz, überfuhr der Auer—Chemnitzer Schnellzug das fünfjährige Kind eines Hilfsbahnwärters. Bei dem Versuch, sein Kind zu retten, geriet auch der Bahnwärter unter die Räder des Zuges. Vater und Kind wurden auf der Stelle getötet.

Einsturz eines Neubaues. In Forchheim sind beim Einsturz eines Neubaues vier Arbeiter in schwer verletztem Zustande unter den Trümmern hervorgezogen. Verschiedene andere kamen mit leichten Verletzungen davon. Der Bezirksarzt Dr. Bitton, der zur Hilfeleistung herbeigerufen wurde, erlitt kurz nach seiner Ankunft einen Schlaganfall und war sofort tot. Der Einsturz wird mit den Wirkungen des kürzlich stattgehabten Erdbebens in Zusammenhang gebracht.

Vom Schlachtfeld der Arbeit. Der Bergarbeiter Heckmann, der von der nationalliberalen Partei im Wahlkreise Bochum-Gelsenkirchen als Kandidat aufgestellt worden ist, geriet Montag auf Zeche „Vereinigte Constantin der Große" unter herabgehende Gesteinsmassen und erlitt schwere Arm- und Unterschenkelbrüche.

Der Harz im Schnee. Wie aus Klausthal berichtet wird, ist in der Nacht auf Montag im Harz der erste Schnee gefallen; er liegt über sechs Zentimeter hoch.

Durch eine Explosion in dem Kohlenbergwerk Botton Creek sind achtzehn Leute, darunter vier Ingenieure, die die halbjährliche Untersuchung der Grube vornahmen, getötet worden. 16 Leichen sind bereits geborgen.

Bei einer Explosion auf einem Haveldampfer wurden ein Maschinist und ein Heizer schwer verbrüht.

Noch ein Opfer. Der bei dem Brande der Malzfabrik in Sangerhausen schwerverletzte Schornsteinfegermeister Brandt ist gestorben.

Die Martinkirche in Münster, eine alte, schon seit Jahrhunderten stehende Kirche, ist abgebrannt. Der Turm ist eingestürzt.

Nach dem Genuß von Pilzen sind in Treveaux 27 Personen erkrankt; sieben sind bereits gestorben.

Mädchenhandel. In Paris wurden mehrere Personen verhaftet, die einen umfangreichen Handel mit minderjährigen Mädchen betrieben haben sollen. Der Chefredakteur des radikalen Hauptorgans, der an dem Handel beteiligt sein soll, ist verduftet.

Der Konitzer Mord aufgeklärt? Der Agent Bräunlich ist in Laurahütte unter dem dringenden Verdacht verhaftet worden, an der Ermordung des Gymnasiasten Winter in Konitz beteiligt gewesen zu sein.

Aufhebung einer Verbrecherhöhle. Unweit des westfälischen Ortes Borken stöberte, wie aus Köln gemeldet wird, die Polizei eine künstliche, 25 Meter lange Höhle auf, die in einen 30 Quadratmeter großen Raum mündete und einer Anzahl Mörder und Straßenräuber Unterschlupf gewährte. Als die Polizei die Gesellschaft überrumpelte, feuerte diese Revolverschüsse auf die Beamten, von denen einer schwer verletzt wurde. Hierauf gaben die Polizisten Feuer; drei Verbrecher wurden kampfunfähig gemacht. Die Verbrecher sowie einige Komplizen ergaben sich. Unter ihnen befindet sich der langgesuchte Mörder des Polizisten Ellermann aus Herzebrock, sowie jener Straßenräuber, der jüngst einen Holländer niederschlug und beraubte. Ein anderer Verbrecher plante einen Mordanschlag auf einen Bergwerksdirektor, der 60 000 Mark bei sich führte. Alle Verbrecher wurden gefesselt in das Gefängnis eingeliefert.

Die Cholera in Italien. Der „Frankfurter Zeitung" wird aus Italien geschrieben: „Nachdem es der Regierung im vergangenen Sommer nicht gelungen ist, zu verhindern, daß die Nachrichten über die Verbreitung der Cholera in die ausländische Presse übergingen, hat sie ihre Anstrengungen zur Unterdrückung jeder Nachricht über die Cholera noch verstärkt. Im lokalen Teil der italienischen Presse findet man jetzt sogar keine versteckten Hinweise auf die Seuche mehr. Sehr unangenehm war es der Regierung, als im Oktober ein Seuchentumult in Segni in der Umgebung von Rom vorkam und die Nachricht trotz der strengen Zensur in die ausländische Presse überging, weil sie vom Vertreter eines großen Pressebureaus von der Grenze telegraphiert wurde. Jetzt erst erfährt man, was nirgends in der italienischen Presse zu lesen ist, daß nämlich im Oktober in Venedig die Cholera, die seit dem Frühjahr niemals ganz verschwunden war, einen starken Rückfall gehabt hat. In der zweiten Oktoberwoche zählte die Stadt Venedig beispielsweise 31 Kranke und 20 Tote, in der dritten 56 Kranke und 15 Tote. Dann trat infolge einer starken Abkühlung der Temperatur ein plötzlicher Rückgang der Cholera ein und jetzt scheint sie in Venedig erlöschen zu wollen. Vereinzelte Fälle sind in der letzten Zeit noch in Rom, ferner in Neapel und in Palermo, sowie in den Provinzen Genua und Bergamo vorgekommen. Ziemlich stark tritt jedoch die Cholera noch in großen Teilen des mittleren und östlichen Siziliens auf, namentlich in den Bezirken Caltanisett und Girgent, schwächer in den Provinzen Messina und Syrakus. Auch in Tripolis herrscht die Cholera. Kürzlich ist auf dem Dampfer „Regina Elena" ein Transport choleratranker Soldaten aus Tripolis in Neapel eingetroffen, wo man wenig von diesem Besuch erbaut ist, nachdem die Krankheit im letzten Sommer zum Stillstand des Hafenverkehrs und des Fremdenbesuches geführt hat. Ein ähnlicher Stillstand von Handel und Wandel wird jetzt aus Venedig gemeldet, wo wegen der Quarantäne fast keine Schiffe mehr anlaufen und zudem viele Arbeiterentlassungen wegen stockenden Absatzes nach der Levante vorgenommen worden sind."

Theater und Musik.

Neues Stadttheater. Gawân, Mysterium von Eduard Stucken. Das Geheimnisvolle hat noch immer einen eigenen Reiz für weite Kreise des Publikums. Es löst eine undefinierbare weiche Stimmung aus, die man gar gern auf sich wirken läßt. Und dann kann man sich ja auch so manches oder nichts dabei denken. Stuckens „Gawan" ist der Artus- oder Arthurssage entnommen, die namentlich im Mittelalter den Dichtern reichen Stoff bot. Die Überwindung des Todes durch Tugend und Ehrenhaftigkeit bildet das Thema des Mysteriums, dem der Dichter einen sanften religiösen Unterton gegeben hat. Mit dem modernen Empfinden harmoniert ein derartiges Werk natürlich in keiner Weise. Aber die dichterischen Schönheiten „Gawâns" sind unverkennbar und ihnen leiht man ein williges Ohr und ein empfängliches Gemüt. Die Aufführung an unserem Stadttheater war sorgfältig vorbereitet und außerordentlich stimmungsvoll inszeniert. Als Gawân bot Herr Schürer eine hochachtbare, von starkem inneren Miterleben getragene Leistung. Poetisch, lieblich und verführerisch war Frl. Wutke als Marie. Die schwerste Aufgabe hatte Herr Nowak zu lösen, der die Doppelrolle als Ritter und Tod gab. Was ernste Kunst aus dieser unheimlichen Gestalt zu schaffen vermag, das bot Nowak. Das sehr zahlreiche Publikum wußte zunächst nicht recht, wie es sich zu dem Mysterium verhalten sollte; schließlich spendete es jedoch lebhaften Beifall.

P. L.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co
Sämtlich in Lübeck.

Holsteinisches Walzkaffee:

Der Schlaff macht's!

Statt besonderer Meldung.
Am Montag nachmittag entschlief sanft nach kurzer schwerer Krankheit im 46. Lebensjahre mein lieber Mann

Heinrich Bahr.

Tief betrauert von den Hinterbliebenen.

Catharina Bahr,
geb. **Haack.**

Trauerfeier Freitag nachmittag 2¼ Uhr in der Kapelle des Vorwerker Friedhofs. Aufnahme 2½ Uhr.

Deutscher

Transportarbeiterverband

Mitgliedschaft Lübeck.

Am Montag nachmittag verstarb unser langjähriger Kollege, der Schauermann

Heinrich Bahr.

Ehre seinem Andenken!
Die Beerdigung findet statt am Freitag, nachm. 2¼ Uhr, auf dem Vorwerker Friedhof.
Sammelpunkt der Kollegen 1½ Uhr beim „Weißen Hirsch".

Der Vorstand.

Für die vielen Geschenke und Gratulationen zu unserer silbernen Hochzeit und Verlobung danken herzlichst.

Wilh. Schapert und Frau.
Wilh. Schapert und Braut.

Ella Schomaker
Wilh. Schapert
Verlobte.
Niendorf a. O. Lübeck.

Für die vielen Geschenke und Glückwünsche anläßlich unserer silbernen Hochzeit sagen wir unsern besten Dank.

Adolf Schlichting und Frau,
geb. Scheel.

Für die vielen Geschenke und Gratulationen zu unserer silbernen Hochzeit sagen wir allen unseren herzlichsten Dank.

H. Graack u. Frau **Margarethe,**
Lübeck, im Nov. 1911. geb. **Dietz.**

Gut möbl. Parterre-Zimmer
zum 15. Dezember gesucht. Offert. mit Preisang. u. **A T** an die Exp.

Zu sofort oder später
Kottwitzstraße mehrere Drei- und Zwei-Zimmer-Wohnungen
zu vermieten. Näheres
Kottwitzstraße 38, pt.

Arbeiterinnen

gesucht für Buchbinderei.
Königstraße 36, Laden.

Junge Frau sucht **Beschäftigung** für Nachmittags. Angebote unter **N N** an die Expedition dieses Bl.

Eine in Haus- und sonstigen Reinmachearbeiten erfahrene Frau sucht Beschäftigung Blumenstraße 15.

Gut erhaltene **Puppenstube** mit Einrichtung zu kaufen gesucht.
Off. u. **P G** an die Exp. d. Bl.

Zu kaufen gesucht gut erh. **Tisch,** am liebsten Klapptisch.
Ang. mit Preisangabe
Glockengießerstraße 31, I.

Billig zu verkaufen: Ein Winterpaletot 4 Mk., Sommerpaletot 3 Mk., Abendmantel 3 Mk. und großer Fliegenschrank
Mittelstraße 1. I.

Ein Kinderwagen mit Gummireifen billig zu verkaufen
Roschr[illegible]

Billig zu verkaufen **Himbeer-, Stachelbeer-** und rote **Johannisbeersträucher**
Schlagenstraße 20a.

Kanarienhähne u. Weibchen, St. S., billig zu verkaufen
Luisenstraße 11, I.

Sofa u. Sofatisch zu verkaufen.
Dankwartsgrube 30.

Ein Damenschuh verloren.

Gegen Belohnung abzugeben
Fischerstraße 29, I.

Verloren am Sonnabend abend auf dem Wege Schönböckener Str. bis Lohmühle ein Sack **Kartoffeln.** Nachricht erb. Reiferstraße 59, pt.

Aerztlicher Sonntagsdienst

am 22. November von 1 Uhr an.
Dr. med. Heddinga, Geibelplatz 1
Dr. med. v. Thaden, Breitestraße 29.
Dr. med. Schlomer, Schw. Allee 9a.

Puppen-Klinik.

Sämtliche **Reparaturen** gut und billig.
Kupferschmiedestraße 10.

Herren-Sohlen	**2.20**	Mk.
Damen-Sohlen	**1.40**	„
Herren-Absätze	**0.75**	„
Damen-Absätze	**0.50**	„

Kinder-Sohle u. Absätze von **1.00** Mark an. **Johannes Voß,** Hüxstr. 90.

Abreisenden aufbewahrt u. nachgesandt werden Gegenstände aller Art, als: Möbel, Koffer 2c. im Lagerhaus und Speditionsgeschäft **Fischergr. 52.**

Rechnungs-Formulare

werden hergestellt in der

Buchdruckerei d. Lüb. Volksbote.

Hasenfelle,
Kanin, Fuchs, Iltis, Marder etc.
Pferdehaare,
Mähnen, Kuhschweifhaare
kauft zu höchsten Preisen
J. L. Würzburg, Wahmstr. 22a.

Lorbeerkrone

per Pfund **1.—** Mk.
halte bestens empfohlen.

Joh. Böttcher
Reiferstraße 43.

Ia. Schwarz- u. Feinbrot.
Auf 2 Bröte gebe diese Woche
½ Pfd. Pfeffernüsse gratis.
Loigoystraße 14.

Ia. Hausmacher Leberwurst
Pfd. **1.20** Mk.
Ia. Thüringer Leberwurst
Pfd. **1.00** Mk.
Ia. Hildesheimer Leberwurst
Pfd. **80** Pfg.
empfiehlt
Carl Junge
Wahmstr. 14.

Billig! Käse. Billig!
Partie Tilsiter 35, 40, 65, 70 ₰ p. Pfd.
„ Limburger, reif und mild, 60 ₰ per Pfd.
„ Schweizer 40, 70, 95 ₰ p. Pfd.
Kleinverkauf von der Diele
Fleischhauerstraße 48.

Karl Nielsch, Korbmacher
wohnt jetzt
Böttcherstraße 7.

Richten Sie Ihre

Augen auf

meine große Auslage moderner, sorgfältig ausgeführter **Photographien** und vergleichen die äußerst niedrigen, aber festen Preise, so werden Sie zu der Ueberzeugung kommen, daß Ihnen hier **für wirklich gute Photographien** ein günstiges Angebot gemacht wird.

12 Visit-Mattbilder 5.50 Mk.
6 Kabinett do. 8.50 „

Ein hübsches Bild kann als passendes Weihnachtsgeschenk verwendet werden. Solches erhalten Sie unter Garantie im

Atelier Paulsen

41 Breite Straße 41
im Hause der Herren **Gebr. Hirschfeld.**

Machen Sie einen Versuch und Sie werden davon überzeugt sein. Ich liefere stets erst Probebild.

Bei einfretender Dunkelheit Aufnahmen bei elektrischem Licht. — Geöffnet täglich, auch Sonntags, von morgens 9 Uhr bis 7 Uhr abends.

Bußtag den ganzen Tag geöffnet.

Weine, Spirituosen u. Liköre
in jeder Preislage
empfiehlt
J. H. Stooß, Engelsgrube.

Puppenklinik.
Puppenreparaturen erbitte baldigst, um für prompteste Erledigung sorgen zu können bei billigster Berechnung.

Ernst Brandes, Breite Str. 9, Hansabäcker.
NB. Sehensw. Weihnachts-Ausstell.

Lastadiearbeiter!

Sektions - Versammlung
am Donnerstag, 23. Novbr.,
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.

Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gegeben.
Kollegen, erscheint zahlreich.

Der Vorstand.

Achtung Schneider!

Außerordentliche
Mitglieder-Versammlung
am Mittwoch, 22. November,
nachmittags 3½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.

Tages-Ordnung:
1. Tarifberatung.
2. Verschiedenes.

Die Mitglieder werden ersucht zahlreich und pünktlich in dieser Versammlung zu erscheinen.

Die Ortsverwaltung.

Freie Jugend Lübecks.

Morgen Mittwoch fällt die Zusammenkunft im Gewerkschaftshaus aus. Dafür Teilnahme am **Ausflug** und der **Schnitzeljagd** des Arbeiterturnvereins.
Abmarsch 2 Uhr von der Moltkebrücke.

Sonntag, den 26. November 1911
von nachmittags 4½ Uhr ab:
Zusammenkunft
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.
Vortrag über: **Heinrich von Kleist.**

Der Jugendausschuß.

zelt traf. Nur ab und zu streifte sie ihren Gatten, der nachdenklich ins Feuer starrte, mit einem **halb** gereizten, halb schadenfrohen Blick.

Träge schlichen die Minuten dahin. Das Schweigen wurde immer lastender und drückender. Beide empfanden es als eine Lösung, wenn es für einen Moment durch einen besonders heftigen Windstoß, der am Dach des Hauses rüttelte, oder durch das melancholische Miau der großen Katze, die in Erwartung der Mahlzeit um den Tisch herumstrich, unterbrochen wurde.

Endlich stand die Suppe auf dem Tisch. Die beiden Alten aßen schweigend, langsam. Absichtlich suchten sie das bescheidene Mahl in die Länge zu ziehen; aber es gelang ihnen doch nicht, ihren Mißmut zu verbergen.

Schließlich gingen sie zu Bett, ohne einander „Gute Nacht" zu sagen.

Vier Tage wiederholte sich mit wenigen Abwechselungen die nämliche Situation. Von der Feldarbeit heimgekehrt, hockte Vater Fouessant schweigend vor dem Kamin, während Mutter Jeanne schweigend die Vorbereitungen für die Abendmahlzeit traf.

Niemals hätte er seiner Frau eine solche Willenskraft zugetraut.

Na, sie wird sich jedenfalls am Tage dafür schadlos halten, die alte Hexe, dachte er.

Aber er war doch stark verstimmt. Er, der sich sonst beeilte, nach Hause zu kommen, er pflegte jetzt plan- und ziellos herumzustreifen, unterwegs stehen zu bleiben und alle möglichen gleichgültigen Dinge zu betrachten, nur um die Zeit totzuschlagen. Zweimal hatte er sogar den Versuch gemacht, mit einem Nachbar ein kleines Gespräch anzuknüpfen; aber die Worte blieben ihm im Halse stecken. Nicht umsonst nannte man ihn einen Bären, und niemand suchte die Gesellschaft eines Mannes, der sich fünfzig Jahre lang von den anderen ferngehalten hatte.

Während er seinen Acker bestellte, grübelte er unablässig darüber nach, wie er es anstellen müßte, um seiner Frau den Mund zu öffnen. Die Alte war eigensinnig, er auch. Er hatte wohl schon daran gedacht, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun; aber einmal widerstrebte ihm das, und dann war er des Erfolges nicht recht sicher. Noch nie hatte seine Frau sich ihm von dieser Seite gezeigt. Er verstand sie nicht mehr. Er war ratlos.

Als Vater Fouessant am Abend des fünften Tages nach Hause zurückkehrte, umspielte ein verstohlenes Lächeln seine schmalen Lippen, und in der Tiefe seiner zusammengekniffenen Auglein schienen etliche Teufelchen ihr Wesen zu treiben.

Nachdem er sich, wie immer, seiner Stiefel und seines Hutes entledigt hatte, ergriff er den eisernen Leuchter, in welchem eine übelriechende, qualmende Talgkerze brannte.

Langsam, ohne ein Wort zu sprechen, ging er an den Küchenschrank, nahm sämtliche Steinguttöpfe, welche die Regale zierten, herunter, drehte sie hin und her und beroch sie mit unruhigem Kopfschütteln.

Von dort ging er zu dem in einer Ecke aufgestapelten Holzvorrat, hob etliche Holzscheite in die Höhe, schüttelte wieder den Kopf und warf sie auf den Haufen zurück.

Dann öffnete er den Wäscheschrank und leerte seinen Inhalt methodisch, Abteil für Abteil.

Nach seinen Mienen zu schließen, war das Resultat seiner Bemühungen auch hier das gleiche negative wie vorher.

Mit dem Ausdruck der Verzweiflung auf seinem faltigen Gesicht wandte er sich jetzt dem Bett zu, drehte den Strohsack, die Matratzen um, brachte die Kissen in Unordnung. Schließlich legte er sich lang auf die Erde und besichtigte eingehend den Raum unter dem Bett.

Was mag er nur so ängstlich suchen? fragte sich Mutter Jeanne, deren Neugierde inzwischen den Höhepunkt erreicht hatte.

Vater Fouessant hatte sich wieder erhoben. Sein Gesicht drückte tiefste Niedergeschlagenheit aus.

Sollte er seine Börse verloren haben? fragte sich die Alte unruhig. Aber nein! Die hat er ja noch eben aus der Tasche gezogen. Außerdem trägt er niemals mehr als wenige Sous bei sich. Also deshalb hätte er nicht einen ganzen Wäscheschrank auseinander zu reißen brauchen. Aber was mag er nur haben, der alte Gauner?

Der alte Gauner hob in diesem Augenblick den Deckel des Suppentopfes in die Höhe und blickte aufmerksam hinein. Dann deckte er den Topf wieder zu, ergriff einen Stock und verabfolgte der Katze einen Tritt, daß das arme Tier sich mit einem durchdringenden Geheul unter das Bett flüchtete.

Jetzt war die Geduld von Mutter Fouessant erschöpft.

„Möchtest Du mir endlich sagen, was Du seit einer geschlagenen Stunde suchst, alter Narr?"

Ohne eine Miene zu verziehen, antwortete der Bauer:

„Was ich suche? Was ich suche? Zum Teufel, das ist doch nicht schwer zu erraten! Ich suche Deine Zunge, die Du vor fünf Tagen verloren hast. Sie ist nirgends zu finden, also wird die Katze sie wohl gefressen haben . . . . Aber wer von uns beiden hat nun zuerst sein loses Maul aufgetan?"

Aus den Witzblättern.

In welchem Alter darf man stehlen? Mit dieser eigentümlichen Frage hatte sich, wie berichtet wird, dieser Tage ein bayrisches Gericht zu befassen. Auf der Anklagebank saß ein alter Sünder wegen Diebstahls im Rückfall. Die Beweiskette war geschlossen, der Angeklagte gestand auch schließlich die Straftat ein. „Ja", meinte der Vorsitzende zum Schlusse voll moralischer Entrüstung, schämen Sie sich denn nicht, in Ihrem Alter zu stehlen?! Der Alte sah verstört drein; offenbar dachte er, der hohe Gerichtshof erwarte eine Antwort auf die rhetorische Frage, und schließlich brachte er unter Stocken heraus: „Ja, schauans, Herr Bressadent, wiar i 's erschte Mol vor G'richt g'standen bin, **woar** i fuchzehn Jahr alt, und do hot scho der Richter g'sogt: Ja, schaamst Dt denn nöt, in dem Alter zu stehl'n? — Un wiar i so im besten Alter, so a dreiß'g, vierz'g Jahrln woar, do bin i aa vorm Richter g'standen und der hot mi aa g'fragt, wiar i dozu komm, in dem Alter z' stehl'n. Un etz bin i 75 Jahr alt und Sö, Herr Bressadent, fragen mi 's selbige: Ja, erlaub'ns, in welchem Alter derf ma nacha stehl'n?" — Der hohe Gerichtshof hat dem Angeklagten leider keinen Bescheid gegeben.

Stimmt ja. „Sie inserieren: „Konzert eines zwölfjährigen Geigenvirtuosen", und dabei ist der Mensch mindestens fünfundzwanzig? — Impresario: „Na ja, aber seit zwölf Jahren spielt er Geige!"

Vielleicht. „Der Bauchredner ist heute aber kaum zu verstehen; er scheint heiser zu sein!" — „Vielleicht hat er Bauchgrimmen!"

Zurechtweisung. Er: „Als ich dich heiratete, war ich ein schönes Rindvieh?" — Sie: „Sei doch nicht so eingebildet, schön warst du nie!"

Sorglos. Er: „Es ist schrecklich. Jetzt hast du dir wieder zwei neue Kleider bestellt. Weißt du denn nicht, daß wir über Hals und Kopf in Schulden stecken?" — „Sie: „Ich schon — aber die Schneiderin weiß es nicht!"

(Aus „Lustige Blätter".)

Vielseitig. „Gestern sah ich Sie als Feuerfresser, und heute verschlingen Sie als Eskimo rohe Fische?" — „Ja, der Arzt hat mir gemischte Kost verordnet!"

Der Jongleur. „Ich möchte gerne Ihren Gatten sprechen!" — „Bedauere, er übt gerade!" — „Deswegen können Sie ihm doch sagen, daß ich da bin!" — „Das geht nicht. Wenn er übt, und es kommt ihm jemand zu nahe, den jongliert er einfach mit!"

(Aus „Meggendorfer Blätter" — Oktoberfestnummer.)

Begründet. „Weshalb tritt denn heute der Feuerfresser nicht auf?" — „Er hat zuviel Kartoffelknödel gegessen, und die kann er nicht vertragen!"

In der Schule. Lehrer: „Wer kann mir ein Nomadenvolk nennen?" — Fritz: „Die Karussellbesitzer!"

Sonderbare Logik. Kassierer (eines Vergnügungsetablissements): „Nur nicht drängen, meine Herrschaften; es geht viel schneller, wenn es langsamer geht!"

Die Nörgeltante. (Im Kupee). „Alice, du bist undankbar! Nun hab ich dir den teuren Roman gekauft, und statt dessen siehst du immer die Berge an!"

Gemütlich. Jagdpächter (Sonntagsjäger zum Wilderer, dem er schon öfters einen Hasen abgekauft hat): „Fünf Mark. Sie werden ja immer teurer!" — Wilderer: „Ja, was das aber auch jetzt in Ihrem Revier für Müh' macht; 's meiste hab i schon weggeschossen!"

(Aus „Lustige Blätter".)

Die modernen Hüte. „Totschicke Hüte waren auf dem Flugplatz!" — „Und wen habt Ihr fliegen seh'n?" — „Niemand; wir werden doch wegen der paar Aeroplane nicht unsere Hüte absetzen!"

Ein Philosoph. „Was ist stärker: Hunger oder Liebe?" — „Durst!"

(Aus „Lustige Blätter".)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co
Sämtlich in Lübeck.

Wöchentliches
Unterhaltungsblatt des Lübecker Volksboten.

Nr. 47. Dienstag, den 21. November 1911.

Das Drama am Wannsee.

(21. November 1811.)

Heinrich v. Kleist zum Gedächtnis.

Wenn man den Villenort Wannsee durchwandert und hinter dem großen Bootshaus rechts in einen schmalen Pfad einbiegt, steht man nach wenigen Minuten vor einem umgitterten Grabstein, auf dem die wenigen Worte eingegraben sind:

Heinrich von Kleist
geboren am 10. Oktober 1776
gestorben am 21. November 1811.

Im Machenower Kirchenbuche aber ist eingetragen: „Am 21. November 1811 erschoß in der Klein Machenower Heide, nahe der Berliner Chaussee Bernhard Heinrich Wilhelm v. Kleist die Ehefrau des General-Rendanten der Niedermärkischen Landes-Feuer-Societät- und Landschafts-Buchhalter Friedrich Ludwig Vogel, Adolphine Sophie Henriette geb. Keber, alt 31 Jahre und dann sich selbst in seinem 34. Jahre. Beide sind auf der Stelle, wo der Mord und Selbstmord geschah, in zwei Särge gelegt und in ein Grab gelegt worden." Hundert Jahre sind heute verflossen, seitdem sich an jenem stürmischen und regnerischen Novembertage die düstere Katastrophe vollzog, die einen der begabtesten und gewaltigsten, aber — nächst Grabbe — auch unglücklichsten deutschen Dichter hinwegraffte. Von ihm kann man sagen, daß fast sein ganzes Leben von Novemberstürmen heimgesucht worden ist. Die Biographie des Dichters macht den Eindruck des Aufgeregten, Schwermütigen, Gedrückten und Düstern. Kein Wunder, denn er ist — wie so viele vor und nach ihm — während seines Lebens nur wenig beachtet worden. Erst viel später hat man angefangen, ihn nach seiner vollen Bedeutung zu würdigen.

Kleist wurde als Sohn eines Offiziers zu Frankfurt an der Oder geboren, das damals noch Universitätsstadt war. Die Familie Kleist war sehr kinderreich. Heinrich hatte noch acht Geschwister, von denen die 3½ Jahre ältere Schwester Ulrike das einzige war, der sich Heinrich aufs innigste anschloß, weil sie gleich ihm zur Schwärmerei neigte. Das weiche Herz des Knaben war auf den Einfluß der Mutter zurückzuführen. Sie und Schwester Ulrike verhätschelten ihren Heinrich frühzeitig und waren den tollen Streichen gegenüber allzu nachsichtig. Besonders die leicht erregbare Phantasie des Jungen ist von ihnen nicht in die richtige Bahn gelenkt worden. Dazu kam das Leben der märkischen Kleinstadt, die trotz Garnison und Studentenschaft, zu still für die träumerische und zum Grübeln geneigte Natur des heranwachsenden Knaben gewesen sein mag. Sicher ist aber die Kindheit Heinrichs heiter und glücklich verlaufen und das eintönige Leben ist häufig durch Reisen nach Berlin und nach dem pommerschen Stammgut der Familie von Kleist unterbrochen worden. Diese Reisen mögen dann auch der Grund zu der späteren Abenteuer- und Reiselust des Dichters gelegt haben.

Beim Schulunterricht schon zeigte der Knabe eine bewundernswerte Auffassungsgabe und war mit einem wahren Feuergeist für das Lernen beseelt, während sein Vetter Pannwitz mit dem zusammen Kleist unterrichtet wurde, so schwerfällig war, daß er als Offizier Selbstmord verübte. Ein Gerücht meldete damals, daß beide Kameraden gegenseitig verabredet hätten, eines freiwilligen Todes zu sterben. Mag dieses Gerücht auch unbegründet sein, die eine Tatsache steht fest, daß Kleist sich immer mit Todesgedanken trug, sobald ihn die Verzweiflung erfaßte, daß er aber auch immer wieder davor zurückschreckte, die letzte Reise allein anzutreten, bis sich schließlich doch eine gleich exaltierte Freundin fand, die gemeinsam mit dem unglücklichen Dichter aus dem Leben geschieden ist.

Nach dem 1788 erfolgten Tode seines Vaters kam Kleist behufs weiterer Ausbildung nach Berlin zu dem Prediger Catel, der zugleich Professor am Französischen Gymnasium war. Dieser — ein hervorragender Kenner der französischen Sprache, die auch Kleist schnell beherrschen lernte — machte den Jüngling für die schöne Literatur empfänglich. Aber schon als Fünfzehnjähriger trat Kleist im Dezember 1792 in den Militärdienst. Aus jenem Jahre datiert auch sein erstes Gedicht. 1796 machte er als Fahnenjunker den [illegible] mit. Da aber seine geistigen Interessen in dem Potsdamer Garnisonleben keine genügende Nahrung fanden, nahm er — dem Widerstand der Familie zum Trotz — als Leutnant seinen Abschied und studierte in seiner Heimatstadt Frankfurt bis 1799 Philosophie. Die Hauptursache seiner Flucht aus dem Militärdienst waren die grausamen, barbarischen Strafen des preußischen Kommißdrills. Und zwar wurden die Strafen nicht nur über den eines Vergehens beschuldigten Soldaten, sondern auch über schuldige Zivilpersonen verhängt, die sich mit den Soldaten eingelassen hatten. Ist es doch noch im Juli 1808 — obwohl der Zusammenbruch bei Jena und Auerstädt damals wie ein reinigendes Gewitter auf die preußische Armee gewirkt hatte — in Glogau vorgekommen, daß vier öffentliche Dirnen sich die entehrende Strafe gefallen lassen mußten, mit abgeschnittenem Haar angesichts der Soldaten nackt durch das Lager zu gehen. Natürlich wirkten solche Strafen in sittlicher Beziehung weder erzieherisch auf die Soldaten noch auf die Dirnen. Ein solcher Strafvollzug konnte vielmehr nur verrohend wirken, ganz abgesehen, daß er das weibliche Geschlecht völlig erniedrigte. Der Anblick derartiger Vollstreckungen muß ganz natürlich dem zartbesaiteten Gemüt eines Heinrich v. Kleist den Militärdrill verhaßt gemacht haben. Aus dem Grunde entfloh er ihm — um Mensch zu werden.

Schon während der Militärzeit hatte Kleist sein Wissen autodidaktisch vervollkommnet. Der erhaltene Abschied versetzte ihn in einen wahren Glückstaumel. Er freute sich köstlich auf seine Studentenzeit. In einem Briefe an seinen alten Lehrer frohlockte er: „In mir und durch mich vergnügt, o mein Freund, wo kann der Blitz des Schicksals mich treffen, wenn ich es fest in meinem Innersten bewahre." „Ach wie bald sollte der glückliche Kleist vom Frühjahr 1799 einer der unglücklichsten Menschen werden, die je unter der Sonne gewandelt", bemerkt dazu einer seiner Biographen. Kleist studierte nun an der Universität seiner Vaterstadt. Daneben beschäftigte er sich autodidaktisch mit Rousseau und Kant, um endlich als einziges Ideal seines Strebens die Dichtkunst zu erküren, die ihm schon während der öden Militärzeit eine freundliche Trösterin gewesen war.

Zunächst schien aber dem jungen Dichter in seiner Heimat die Liebe zu erblühen. Während seiner Studentenzeit verkehrte Heinrich in der im Nachbarhause wohnenden Familie des Obersten von Zenge. Die älteste von dessen Töchtern, die schöne liebreizende 19jährige Wilhelmine hatte es dem jungen Studenten gar bald angetan. Es zog ihn hin zu dem anmutigen geistvollen Mädchen, das über ein gediegenes Wissen verfügte. Kaum ein zweites Weib — außer seiner Schwester Ulrike — hat den Dichter so verstanden wie Wilhelmine. Und keine hat alle seine Launen so geduldig ertragen wie sie. Ein „Käthchen von Heilbronn" wie es nachher seine dichterische Phantasie so rührend erstehen ließ, war dieses Mädchen, das voll kindlichen Vertrauens aufblickte zu „ihrem hohen Herrn". Allerdings war es nach Kleists Ansicht vollkommen undenkbar, daß sie ihm, der sich zu Großem berufen fühlte, völlig ebenbürtig sei. Denn er schrieb ihr ein Jahr später: „Das ist nun einmal mein Bedürfnis, und wäre ein Mädchen noch so vollkommen, ist sie fertig, so ist es nichts für mich; ich selbst muß es mir formen und ausbilden, sonst fürchte ich, geht es mir wie mit dem Mundstück meiner Klarinette, die kann man zu Dutzenden auf der Messe kaufen, aber wenn man sie braucht, ist kein Ton rein." Die Zeilen charakterisieren den Eigenwillen des Dichters vortrefflich. Es ist eigentlich zu bewundern, mit welcher Nachgiebigkeit die sanfte Wilhelmine diesen Bildungsversuchen ein empfängliches Herz entgegenbrachte und in ihrer Liebe zu Kleist ausharrte, trotzdem er sie mit Zweifeln fortwährend quälte, bis er später in seiner Launenhaftigkeit — von der Schweiz aus — das Verhältnis plötzlich abbrach. Zunächst schien Kleist dem Vater Wilhelminens das Versprechen gegeben zu haben, sich in Berlin um eine Anstellung im Staatsdienst zu bewerben, damit er eine feste Existenz begründen konnte. Aber es blieb bei dem Versprechen. Er hat wohl den Versuch gemacht — nachdem er lange mit der Abreise gezögert — in Berlin den Minister Struensee zu sprechen, um im Zollfach [illegible]

an, die aber nicht dort, sondern in Würzburg endigte. Er dichtete während der Reise seine Geliebte an, und statt sich um eine Existenz zu kümmern, entwarf er den Plan zu zwei Dramen. Es handelte sich um seinen „Robert Guiskard" — an den er unendliche Mühe verschwendete und den er nie fertig gebracht hat — und um „Die Familie Schroffenstein". Das letztere Stück ist eine Art Schicksalsdrama, das einen Romeo-und-Julia-Stoff behandelt, ihn aber ins blutrünstige verzerrt. Wie sehr die Sucht nach Ruhm und Lorbeer den Dichter gepackt hatte, beweist die Stelle eines Briefes an Wilhelminen, wo er schreibt: „Shakespeare war ein Pferdejunge, und jetzt ist er die Bewunderung der Nachwelt. Wenn dir auch die eine Art von Ehre entgeht, so wird dir doch einst eine andere zuteil werden, die höher ist. — Wilhelmine, warte zehn Jahre und Du wirst mich nicht ohne Stolz umarmen." Zehn Jahre später hätte das Wilhelmine — wenn sie nicht inzwischen die Frau eines andern geworden wäre — auch gewiß getan, denn am 17. März 1810 erlebte sein tiefempfundenes „Käthchen von Heilbronn in Wien die Erstaufführung. Das einzige Drama, das noch zu Lebzeiten des Dichters Erfolg gehabt hat. Die Hollunderbusch-Szene dieses Stückes steht einzig da in der dramatischen Poesie. Aber „Robert Guiskard", dessen Plan 500 Tage lang dem Dichter im Kopfe herumging, und an dem er ebenso lange gearbeitet, dessen Manuskript zweimal verbrannt und zum dritten Male wieder geschrieben worden ist, wurde nie fertig. Kein Wunder, wenn der bedauernswerte Dichter schließlich selbst an sich verzweifelte. Zudem trieb es ihn nunmehr ruhelos von Ort zu Ort. Vorerst nach Paris, dann nach der Schweiz. Hier auf der Deloseainsel am Ausfluß der Aare in den Thuner See hielt es ihn noch einmal längere Zeit fest. Dort hatte er eine junge Fischerstochter Magdalene Stettler als Haushälterin engagiert, die von ihm kurz sein „Mädeli" genannt wurde, und die monatelang seine einzige Hausgenossin gewesen ist. In ihrer Gesellschaft mag er wirklich glücklich gewesen sein. Sie soll auch das Modell zum Evchen im „Zerbrochenen Krug" abgegeben haben. „Der zerbrochene Krug" ist eine Meisterschöpfung. Den Anlaß zu ihm gab ein französischer Kupferstich im Zimmer des gleichfalls in der Schweiz lebenden deutschen Erzählers Zschokke, in dessen Hause damals neben Ludwig Wieland auch Kleist aus- und einging. In den Figuren des Bildes glaubten die drei Dichter eine keifende Mutter mit einem zerbrochenen Majolikakruge und einem großnasigen Richter zu erkennen. Jeder schrieb ein Stück darüber und Kleist trug nach der Meinung der beiden andern den Preis davon. Nach unendlicher Mühe hatte Kleist sieben Jahre später den Dichterfürsten Goethe in Weimar zur Aufführung des Stückes veranlaßt, die 1808 in Weimar erfolgte, die einzige bei Lebzeiten des Dichters und das Stück, das sich Lessings „Minna von Barnhelm" würdig zur Seite stellen kann, fiel durch. Um diese Zeit sind dann noch die zwei Lustspiele „Das Liebhabertheater" und „Koketterie und Liebe" entstanden, die damals anonym erschienen waren. Von der Schweiz ersuchte Kleist — natürlich in gekränkter Eigenliebe — seine Braut Wilhelmine, ihm nicht mehr zu schreiben. Seine Schwester Ulrike aber mußte ihm wiederholt mit Geld aushelfen. Als er erkrankte, eilte sie selbst in die Ferne, um den Bruder zu pflegen. Nach dessen Erholung reisten die Geschwister gemeinsam mit Ludwig Wieland über Basel nach Deutschland zurück. Einige Zeit weilten sie in Jena und besuchten dann gemeinschaftlich den alten Wieland in Weimar. Letzteren hatte sich Schwester Ulrike in Männerkleidung vorgestellt, in der Ulrike reiste, um sich freier bewegen zu können. Und der Greis merkte nicht einmal die Täuschung. Während Ulrike dann nach Frankfurt a. d. Oder zurückkehrte, blieb Heinrich vorerst in Weimar und zog dann schließlich ganz zu Wielands, bei denen er wieder arbeiten konnte.

Im Hause des „Oberon"-Dichters verliebte sich die jüngste von dessen Töchtern, die erst 14jährige Luise, in Kleist. Sie soll das Muster zum „Käthchen von Heilbronn" gewesen sein. Kleist erwiderte die Liebe nicht aufrichtig. Um das Herz der Kleinen nicht ganz zu brechen, entschloß er sich, am 20. Februar 1803 das Haus Wielands zu verlassen. Er versuchte zunächst bei Göschen in Leipzig eine Anstellung zu erhalten. Doch war seines Bleibens in Leipzig auch nicht lange. Er fuhr nach Dresden. Dort kam die Freundschaft mit Pfuel, dem späteren preußischen Minister zustande, der dem Dichter eine zweite Schweizerreise ermöglichte und selbst mitreiste. Auf kurze Zeit fuhr Kleist zu seinem „Mädeli" nach der Deloseainsel. Dann ging es nach Mailand, Genf und Paris. In Paris wäre es dem armen geistig schon stark zerrütteten Dichter beinahe an den Kragen gegangen. Die Franzosen hielten ihn für einen Spion. Nur den

Dichter die Rückkehr nach Deutschland zu ermöglichen. Er kam bis Mainz. Dort warf ihn ein schweres Nervenleiden monatelang aufs Krankenlager. Bei einem Landpfarrer in der Nähe von Wiesbaden erholte er sich schließlich. 1804 faßte er den wunderlichen Gedanken, alle geistige Tätigkeit aufzugeben.

Er war auch wirklich einige Wochen als Hilfsarbeiter bei einem Tischler in Koblenz beschäftigt. Mitte 1804 tauchte Kleist dann wieder in Potsdam auf. Seelisch ganz gebrochen, traf er hier wieder mit Pfuel zusammen und versprach diesem und seiner Schwester Ulrike, sich um eine Anstellung im Staatsdienst zu bewerben. Er erhielt auch eine solche. Nach einer kurzen Tätigkeit im Finanzdepartement zu Berlin wurde er als Diätar an die Domänenkammer nach Königsberg versetzt. Hier dichtete er Molieres „Amphitryon" in genialer Weise um, und begann die „Penthesilea," die in diesem Monat zum Angedenken des Dichters an vielen deutschen Bühnen aufgeführt wird. Die „Penthesilea" eignet sich eigentlich nicht für die heutige Bühnenatmosphäre. Dieses Gigantenstück, das man viel genußreicher bei der Lampe liest, und das den Kampf der Amazonen und Griechen auf dem Schlachtfelde von Troja stofflich behandelt — wächst mit seinen mächtigen Leidenschaften weit über das Menschliche von heute hinaus. Zu dieser Darstellung gehört ein Titanengeschlecht von Schauspielern und ein riesiger mystischer Raum, wie ihn der enge Rahmen einer Theaterbühne nicht zur Verfügung hat.

Die gewaltige Tragödie zeigt uns, wie die stolze Amazonenkönigin sich in ihr Ideal, den Achilles verliebt, den sie besiegt zu haben wähnt und dem sie aus Großmut ihre Zuneigung schenkt. Als ihr aber zum Bewußtsein kommt, daß sie selbst die Besiegte ist und er nicht auf sie, sondern sie auf ihn angewiesen ist, verwandelt sich ihre Liebe, die sie als Selbsterniedrigung ansieht, in Raserei und sie tötet und zerfleischt den eben noch heißgeliebten Helden. — In Königsberg entstanden auch die beiden Novellen „Die Marquise von O." und „Das Erdbeben in Chili", beide wahre Perlen der Erzählungsliteratur. Weiter begann Kleist damals seine große Erzählung „Michael Kohlhaas", die auch von unserer Parteipresse vielfach abgedruckt worden ist und in der die Erzwingung des Rechtes durch Gewalt gerechtfertigt wird. In diese stille schriftstellerische Tätigkeit hinein platzte plötzlich die Hiobsbotschaft von Jena und Auerstädt. Kleist geriet nun in eine wahre Überpatriotismus-Raserei. Ob dazu die 60 Louisdor Ehrenrente, die ihm von der Königin Louise ausgesetzt war, mit beigetragen hat, wage ich zu bezweifeln. Man muß vielmehr diesen Franzosenhaß des Preußen Kleist aus seinen Verhältnissen und seiner Zeit heraus verstehen.

Der Dichter verließ Königsberg und wollte sich nach Dresden zu seinem Freund Rühle begeben, um seine dramatischen Arbeiten dort zu verwerten. Ende Januar 1807 trat er die Reise an. Er kam indes nur bis Berlin. Hier wurde er, als er seinen Paß visieren lassen wollte, von den Franzosen als kriegsgefangen erklärt und nach der Burgfestung Joux im französischen Jura transportiert. Im April brachte man ihn nach Chalons an der Marne. Hier mußte er mehrere Monate verbleiben, bis endlich seine treue Schwester bei dem französischen Gouverneur von Berlin die Erlaubnis zur Rückkehr nach Deutschland erwirkte. In der französischen Gefangenschaft hatte der Dichter die „Penthesilea" vollendet.

Er siedelte nun nach Dresden über, wo er auf eine kurze Zeit im Zenith seines Ruhmes stand. Hier schrieb er auch den „Michael Kohlhaas" zu Ende. Er gründete vorher mit Adam Müller zusammen die Kunstzeitschrift „Phöbus", in der Kleists ungedruckte Arbeiten veröffentlicht wurden, und außerdem war er an der Phöniz-Buchhandlung beteiligt. Diese sollte auch die „Penthesilia" herausbringen. Allein das Geld war alle, noch ehe der letzte Bogen gedruckt war und Kleist war froh, die Arbeit bei Cotta in Stuttgart unterzubringen. Von Dresden aus war Kleist auch mit dem Olympier Goethe in Verbindung getreten, den er um die Mitarbeit am „Phöbus" ersuchte. Letztere lehnte Goethe ab, auch von der „Penthesilea" wollte er nichts wissen, und den zur Aufführung angenommenen „Zerbrochenen Krug" hatte Goethe in den einzelnen Auftritten zerstückelt, die Hauptrollen auch ungenügend besetzt. Die weimarische Hofgesellschaft hatte für das Stück nur Hohn und Spott übrig. Kleist war nun erbittert auf Goethe, dem er an dem Durchfall des Stückes die Hauptschuld beimaß. Er verhöhnte in seiner Zeitschrift Goethe als Menschen und als Dichter, brachte boshafte Epigramme auf ihn und wollte dem Dichterfürsten den Lorbeer von der Stirne reißen. Dadurch stieß er nur die wenigen Abonnenten vor den Kopf. Das Erscheinen des „Phöbus" geriet wegen der Geldnot seiner Herausgeber ins Stocken und das Blatt wäre

schon damals eingegangen, wenn sich der Dresdener Buchhändler Walther nicht seiner erbarmt hätte." Mit dem Aufhören des Selbstverlages aber hatte der „Phöbus" für Kleist alles Interesse verloren. Der Dichter zog sich mehr und mehr zurück. Sein letzter Beitrag war die kleine Idylle „Der Schrecken im Bade". Der Verleger stellte dann im Februar 1809 das Erscheinen der Zeitschrift ein. Mit der Verschlechterung von Kleists Lebenslage wuchs dann noch sein Haß gegen Napoleon. Nach dem Fürstentag in Erfurt, — wo Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stand — begann Kleist die Arbeit an seiner „Hermannsschlacht". In wenigen Monaten war dieses Tendenzdrama hingeworfen, in dem der Dichter unter Varus und die Römer Napoleon und die Franzosen meinte. Das dichterisch bedeutende Drama erlebte aber erst im Jahre 1821 seine Uraufführung, zehn Jahre nach Kleists Tode. Als die sächsischen Truppen 1809 unter Napoleon gegen Österreich marschieren mußten, verließ Kleist Dresden und begab sich nach Berlin, wo er sein Brot als Tagesschriftsteller verdiente. Anfang 1810 unternahm er dann eine Reise nach Frankfurt am Main und Homburg, wo er wahrscheinlich historische Studien zu seinem „Prinzen von Homburg" gemacht hat. Lediglich vom literarischen Standpunkte aus betrachtet, gehört dieses sein letztes Stück zu den bedeutendsten Schöpfungen des Dichters. In ihm schildert er den Konflikt zwischen der freien Initiative des Kriegers und dem blinden Kadavergehorsam. Auch mit diesem Stück klopfte der Dichter vergeblich an den deutschen Bühnen an. Er überwarf sich nun auch noch mit Iffland, dem Direktor des Berliner Nationaltheaters. Der „Prinz von Homburg" konnte, ebenso wie „Die Hermannsschlacht", nur in Freundeskreisen vorgelesen werden. Am 1. Oktober 1810 unternahm Kleist noch einen Versuch, sich als Publizist zu ernähren. Er gründete die „Berliner Abendblätter", die aber gleich von Anfang an mit der Berliner Presse nicht konkurrieren konnten. Ende März 1811 mußte das Erscheinen der „Abendblätter" trotz Verlagswechsel wegen „Abonnentenschwindsucht" eingestellt werden. In ihnen war „Das Bettelweib von Locarno", „Die Verlobung in St. Domingo" und andere kleinere Arbeiten Kleists erschienen. Von nun an verlor der Dichter jeden Halt. Die Not hatte seine Schwungkraft völlig gelähmt. Der körperlich und geistig gebrochene Mann ließ sich ganze Tage lang nicht sehen. Er erwirkte zwar seine Wiedereinstellung in den Militärdienst, aber es fehlten ihm die 20 Louisdors, um sich als Offizier equipieren zu können. Ein Gesuch an Hardenberg um den Vorschuß dieser Summe wurde abgelehnt. Und so hat dann der Selbstmordgedanke in ihm immer weiter gefressen. Der Verkehr mit der gleichartig veranlagten Frau Vogel wird dann das seinige dazu beigetragen haben, sich mit dem Gedanken, das jammervolle Leben wegzuwerfen, zu befreunden. Die Wahl zwischen Hungertod und Selbstmord ließ ihn den letzteren für das kleinere Übel halten. Und es war eine schöne geistvolle Frau, die angeblich an Krebs gelitten haben soll, die ihr Schicksal mit dem unglücklichen Dichter teilte.

Spärlicher Epheu umschlingt die Gitterstangen des einsamen, kiefernumschützten Grabes am Ufer des Wannsees. Noch spärlicher schlang sich der Lorbeer um die Stirn des Einsamen, der darin ausruht von der Mühsal des Lebens. Heinrich von Kleist, den seine Zeit — von der Sonne eines Goethe geblendet — nicht anerkennen wollte, pilgerte heute vor hundert Jahren, müde des Kampfes ums Dasein, zu dieser Stelle, um mit einer Kugel sein und seiner Freundin Leid auszulöschen. Ein ungeflügelter Ehrgeiz hatte den Dichter erfüllt. Er wollte einem Goethe den Kranz von der Stirne reißen, aber seine Zeit stieß ihn von sich. Er litt, wie nur ein Mensch leiden konnte. Der auserkorene Geist wurde finsterer Melancholiker und im verbissenen Haß warf er das elende Leben von sich. Die herrschende Klasse von vor hundert Jahren hat diesen Dichter verhungern lassen. Heute steht Kleist auf der Liste der Klassiker. Die Theater spielen seine Stücke, viele Direktoren haben reichen Gewinn daraus gezogen und man setzt den Toten zu Schiller und Goethe. Das alte Lied von der Anerkennung, die nur auf Gräbern wuchert. Die Nachkommen der Schuldigen mögen sich heute ihrer Väter schämen. Aber die Scham ist im kapitalistischen Zeitalter leider zu den Hunden entflohen. W. B.

Der Stärkere.

Humoreske von A. Besnard.

„Heiliges Donnerwetter! Solch eine Frechheit, die Bude einfach zuzumachen und fortzulaufen! Aber das soll sie mir bezahlen, die alte Hexe!"

Nachdem er in dieser Weise seinem gepreßten Herzen gegen die abwesende bessere Hälfte Luft gemacht hatte, faßte Vater Fouessant den heroischen Entschluß, sich auf die Schwelle zu setzen und zu warten. Immer noch von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelnd und wirre Verwünschungen vor sich hinmurmelnd, schlief er schließlich ein.

Etwa eine halbe Stunde später erschien Madame Jeanne Fouessant, der Gegenstand der oben zitierten Invektiven, vor der von ihrem schlummernden Gatten bewachten Hütte. Mit einem raschen Blick hatte sie die Situation erfaßt. Dann öffnete sie geräuschlos die Tür und schlich sich leise in die Hütte.

Eine Weile später erwachte Vater Fouessant, und gleichzeitig mit dem wiederkehrenden Bewußtsein erwachte auch der Zorn über seine pflichtvergessene Ehehälfte von neuem in ihm.

„Ob sie wohl noch heute heimkommen wird, die unverschämte Hexe, das Klatschweib?" grollte er, sich ächzend von der Schwelle erhebend.

Im nämlichen Augenblick riß die Alte, die schon auf der Lauer gestanden hatte, die Tür auf, pflanzte sich in herausfordernder Haltung vor ihm hin und öffnete die Schleusen ihrer Beredsamkeit.

„Zu wem redest Du da, alter Trunkenbold? Wie kannst Du Dich unterstehen, Dich hier in solchem Zustand zu zeigen und noch obendrein Skandal zu machen?"

Vater Fouessant war starr vor Staunen, einmal darüber, diejenige, die er noch fern wähnte, vor sich zu sehen, anderseits, weil er so brüsk aus der Rolle des Anklägers in die des Angeklagten fiel. Er konnte zunächst kein Wort hervorbringen. Seine Gattin ließ ihm übrigens auch keine Zeit dazu.

„Ja, Du alter Saufbold!" fuhr sie mit ungeschwächter Lungenkraft fort. „Wieviel mußt Du getrunken haben, wenn Du hier schon vor der Tür einschläfst! Schämst Du Dich denn gar nicht, Dich so zum Skandal fürs ganze Dorf zu machen?"

„Halt den Mund!" keuchte endlich der Alte. „Oder ich weiß nicht, was ich . . . Ich ein Saufbold! Ich, der noch nie mit einem Fuß das Gasthaus betreten hat!"

„Ei sieh mal einer den beleidigten Herrn! Aber Du darfst mich unverschämte Hexe, altes Klatschweib nennen, ja?"

„Das darf ich, jawohl! Und ich habe recht. Du hast ja das loseste Maulwerk im ganzen Dorfe! Deine Zunge dreht sich schneller als ein Mühlrad . . . . Oder was hattest Du wohl sonst zu tun, als ich nach Hause kam und die Tür verschlossen fand, haa? Du standest natürlich irgendwo und tatest Dein loses Maul auf statt . . .

„So? Also ich tat mein loses Maul auf, sagtest Du? Na schön! Von heute ab — versteh' mich recht, alter Narr — von heute ab red' ich kein Wort mehr! Wir wollen mal sehen, wer von uns beiden früher sein loses Maul auftun wird!"

Und getreu diesem heroischen Entschluß, der für lange Zeit jedem Streit ein Ende machen mußte, setzte sich Mutter Jeanne schweigend vor den Kamin.

Vater Fouessant schmunzelte verstohlen. Er hatte seinen Zweck erreicht; seine Gattin ärgerte sich nun ebenso, wie er sich vorher geärgert hatte. Langsam zog er seine nägelbeschlagenen Schuhe aus, vertauschte sie mit einem Paar weicher, warmer Pantoffeln, hing seinen alten zerbeulten Hut an den Haken und setzte sich ebenfalls vor den Kamin, in Erwartung der Abendsuppe, die jetzt leise zu kochen begann, während sich gleichzeitig ein angenehmer Geruch in der Hütte verbreitete.

Ein dumpfes Schweigen brütete über dem Raum, nur unterbrochen durch das monotone Ticken der alten Uhr.

Es schlug fünf. Sonst war dies für Vater Fouessant, wenngleich er es sich noch nie eingestanden hatte, der schönste Augenblick des ganzen Tages. Vom Morgen bis zum Abend über den Pflug gebeugt, immer allein sein Stückchen Land bearbeitend, dachte er, wenn ihm der Nordwind rauh um die Ohren pfiff, an seine warme Hütte, seinen bequemen Lehnstuhl vor dem hellen Kaminfeuer, über dem die Abendsuppe kochte.

Und noch etwas war es, was Vater Fouessant sich nicht eingestand und was ihm diese Stunde stets versüßte. Die Gegensätze berühren sich. Er, der Schweigsame, der keine zwanzig Worte hintereinander sprechen mochte, er empfand ein unbeschreibliches Vergnügen daran, sich von seiner Frau Klatsch- und Skandalgeschichten aus dem Dorfe erzählen zu lassen. Von Natur verschlossen und wenig mitteilsam, bewunderte er den nie versagenden Redefluß von Mutter Jeanne, deren Zunge sich in der Tat flinker bewegte als das beste Mühlrad.

Treu ihrem Eide, beobachtete die Alte hartnäckig Schweigen, während sie die Vorbereitungen zu der frugalen Mahl-